

Wohnen - jenseits historiographischer Turns und Trends? : Beispiele aus europäischen Städten des 20. Jahrhunderts

Autor(en): **Saldern, Adelheid von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Jahrbuch für Wirtschafts- und Sozialgeschichte =
Annuaire Suisse d'histoire économique et sociale**

Band (Jahr): **28 (2014)**

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-632424>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Adelheid von Saldern

Wohnen – jenseits historiografischer Turns und Trends?

Beispiele aus europäischen Städten des 20. Jahrhunderts

Homes and Living – Beyond Historiographical Turns and Trends?
Examples from European Cities in the 20th Century

The article considers promising new research methodologies in areas dealing with homes and living. More specifically, it discusses local actors, diverse kinds of networking, new economic approaches and the role of civil society. In the cultural field, the article focuses on performances, rituals and images. Moreover, it examines analytic opportunities based on the spatial turn, and the concept of social engineering, and body histories. As is shown, many of these approaches must be gendered, especially when it comes to appropriating homes and to material culture. The article also looks at the relationship between the public and private spheres in the eras of old and new media. Finally, it examines the necessity of functional interaction between political and cultural analyses. In sum, the article stresses that the new methodological approaches make historical investigations of homes and living more productive and promises to make them compatible with research in other areas.

«Das grosse, dicke Zuhause», so lautet eine Artikelüberschrift in der *Süddeutschen Zeitung* vom 21./22. Januar 2012. IKEA-Chef Michael Ohlsson strahlte ob der gestiegenen Umsätze und konstatierte: «Wir wissen, dass das Zuhause der wichtigste Ort auf der Welt ist – vor allem in unsicheren Zeiten wie den jetzigen.»¹ Obwohl auch die vergangenen Zeiten oftmals unsichere waren, hat bislang die historische Forschung über Wohnen von solchen Einschätzungen nicht besonders profitieren können. Deren «Umsatz» ist nur langsam und eher «am Rande» der Historischen Wissenschaften

1 Zur Geschichte von IKEA siehe Anders Dahlvig, *The IKEA Edge. Building Global Growth and Social Good at the World's Most Iconic Home Store*, New York 2012.

gestiegen. Auch das gross angelegte fünfbändige Kompendium *Geschichte des Wohnens*, das die Wüstenrot Stiftung ab Mitte der 1990er-Jahre herausgab, initiierte keinen grossen Run auf das Themenfeld. Die vielen Turns und Trends bezogen sich ebenfalls vergleichsweise selten auf Beispiele des Wohnsektors. Karl Schögel's Hommage an das Haus als «den Schauplatz und Knotenpunkt aller für ein Leben wesentlichen Begebenheiten» und Udo Gösswald's Sicht auf das Haus als Speicherort gelebter Zeit führten bislang zu keinem diesbezüglichen Forschungsboom.² So besteht nach wie vor eine grosse Diskrepanz zwischen lebensweltlicher Relevanz des Wohnens und der Relevanz dieses Themenfelds für die Geschichtswissenschaft des 20. Jahrhunderts.

Was mögen die Gründe hierfür sein? Für konventionell denkende HistorikerInnen gehört Wohnen wohl nach wie vor zum Privatbereich, den zu erforschen nicht ihr Primäranliegen sein sollte, wobei oftmals unberücksichtigt bleibt, dass die Privatsphäre in vielerlei Hinsicht häufig zu einer öffentlichen Angelegenheit geworden ist. Andere ForscherInnen meinen wohl, das Thema sei besser für Nachbarfächer geeignet, vor allem für die Architekturgeschichte und die Historische Anthropologie. So mancher Historiker ordnet die Geschichte des Wohnens zudem wohl unausgesprochen der Frauengeschichte zu; schliesslich hielten sich Frauen, soweit sie vorrangig als Hausfrauen und Mütter tätig waren, auch am meisten in der Wohnung auf, weswegen das Feld gern den kulturhistorisch interessierten Kolleginnen überlassen bleibt. Indessen haben sich diese ihrerseits bislang mehr mit Haustechnik, Familie, Geschlechterrollen und Sexualität beschäftigt als mit dem Wohnen. Überdies sehen wohl viele HistorikerInnen das Themenfeld *Wohnen* als ein zu diffuses Feld an, das quasi unter den Fingern zerfasert, bevor der Forschungsprozess überhaupt begonnen hat.³

Sicherlich liesse sich die Liste der Begründungen für die Nachrangigkeit des Wohnthemas fortsetzen, doch, wie im Folgenden gezeigt wird, lassen gerade die neueren Forschungsrichtungen eine Reihe von Fragen und Aspekten aufkommen, welche die Forschung über das Themenfeld *Wohnen* bereichern können und dies ansatzweise auch tun. Ziel der folgenden Ausführungen ist, solche methodisch weiterführenden Zugriffsmöglichkeiten vorzustellen und diese durch einige Beispiele, vor allem aus der europäischen Stadtgeschichte des 20. Jahrhunderts, zu veranschaulichen.

2 Karl Schögel, *Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik*, München 2003, S. 314; Udo Gösswald, *Die Erbschaft der Dinge. Eine Studie zur subjektiven Bedeutung von Dingen der materiellen Kultur*, Graz 2011, S. 87.

3 Die grossen Chancen, welche die Erforschung des Wohnens in sich birgt, erkannte schon früh Bruno Fritzsche, *Moderne Stadtgeschichte*, in: *Geschichtsforschung in der Schweiz*, hg. von der AGGS, Basel 1992, S. 148–156.

Kommunen als Akteure und lokale Netzwerke

Akteurs-, Netzwerk- und *governance*-Forschungen sowie die Studien über *citizenship* und Bürgergesellschaft stiessen auf ein breites Echo. Davon kann auch die Geschichte der Wohnungsproduktion profitieren. Diese stand im 19. und 20. Jahrhundert stark unter dem Einfluss der Kommunen.⁴ Vor allem durch Polizeibestimmungen sowie durch Bau- beziehungsweise Bauzonenordnungen wirkten Gemeinden auf den Wohnungsbau ein, ferner durch Stadtbebauungspläne und Infrastruktureinrichtungen, insbesondere aber durch die unterschiedlich intensiv betriebene Bodenvorratspolitik, die seit dem späten 19. Jahrhundert in zahlreichen europäischen Kommunen gezielt anrief. In diesem Zusammenhang ist an den Genfer *Plan directeur* von 1935 zu erinnern, den der sozialreformerisch gesinnte Maurice Brailard als Leiter des Genfer Baudepartments aufstellte, um so eine öffentliche Kontrolle über Grundstückseigentum im Stadtraum zu erhalten, weil er darin zu Recht eine der entscheidenden Vorbedingungen für einen *sozialen Städte- und Wohnungsbau* sah.⁵

Die Kommune in ihrer Funktion als Förderin von Wohnungsbauten folgte den Prinzipien des Munizipalsozialismus, der vom reformistischen Flügel der SPD und von den englischen Reformsozialisten, etwa von Sydney und Beatrice Webb und der Fabian Society, aber auch von vielen kontinentaleuropäischen Kommunalpolitikern im frühen 20. Jahrhundert vertreten wurde.⁶ In der Schweiz engagierten sich in den 1920er-Jahren ebenfalls einzelne Kommunen in diesem Bereich, etwa die Stadt Zürich. Im *Roten Wien* der 1920er-Jahre trat die Kommune in grösserem Ausmass und in direkter Form als Bauherrin auf, ebenso taten dies die Kommunen in England, allerdings in anderen Kontexten.⁷

4 Allerdings wurden in Deutschland die oft eigensinnig genutzten Kompetenzen der Kommunen auf dem Wohnungsbausektor seit der grossen Krise in der Endphase der Weimarer Republik dauerhaft eingeschränkt.

5 Maurice Brailard, Ein Schweizer Pionier der modernen Architektur 1879–1965. Texte und Dokumente, zusammengestellt von Ursula Paravicini und Pascal Amphoux, Basel 1994. Für spätere Jahrzehnte siehe u. a.: Oliver Arnet, Hans Bernoullis Bodenreform und die Stadt Bern – Reformelemente in der stadtbernerischen Bodenpolitik zwischen 1960 und 1990, in: Christian Lüthi, Bernhard Meier (Hg.), Bern – eine Stadt bricht auf. Schauplätze und Geschichten der Berner Stadtentwicklung zwischen 1798 und 1998, Bern 1998, S. 123–140. Die weltweit bekannt gewordenen Modellsiedlungen in deutschen Grossstädten der 1920er-Jahre wären ohne vorherige aktive kommunale Bodenvorratspolitik nicht in einem so grossen Stil zustande gekommen. Die kommunale Bodenvorratspolitik spielte u. a. auch in Schweden eine wichtige Rolle.

6 Uwe Kühl (Hg.), Der Munizipalsozialismus in Europa / Le socialisme municipal en Europe, München 2001; Gerhard Melinz, Susan Zimmermann, Die aktive Stadt. Kommunale Politik zur Gestaltung städtischer Lebensbedingungen in Budapest, Prag und Wien (1867–1914), in: Dies., Wien, Prag, Budapest. Urbanisierung, Kommunalpolitik, gesellschaftliche Konflikte (1867–1918), Wien 1996, S. 140–177.

7 Im *Roten Wien* entsprang das bauliche Engagement der Kommune dem Gedanken eines konzeptionell weit ausgelegten Munizipalsozialismus. In England traten die Kommunen zwar auch als

Insgesamt gesehen lässt sich für das 20. Jahrhundert zeigen, dass die Kommunen ihren Handlungsspielraum auf dem Wohnungsbausektor sehr unterschiedlich nutzten. Bei deren Erforschung könnte der akteurs- und netzwerkorientierte *local governance*-Ansatz hilfreich sein, da hierbei nicht nur die Akteure aus den Kommunalparlamenten und den Verwaltungen, sondern auch diverse Gruppen aus der Stadtgesellschaft in den Blick kommen, inklusive deren Diskussions-, Streit- und Aushandlungskultur.⁸ Bei diesem akteurs- und netzwerkzentrierten Ansatz, der in den letzten Jahren in der Geschichtswissenschaft allgemein an Relevanz gewonnen hat, geht es um die Frage, wie Netzwerke geschaffen, aufrechterhalten, gepflegt und genutzt werden, wer wie inkludiert oder exkludiert wird und wie sich Machtzentren sowie Kommunikations- und Einflusskanäle bilden. Gerade der Grundstücksverkehr, der Bausektor und der Immobilienhandel riefen viele Akteure mit teils gemeinsamen, teils unterschiedlichen Interessen auf den Plan. Nicht selten kam es dabei zu Vorgängen, die als Patronage, Schieberei, Bestechung oder Skandal galten.⁹

Alltags- und berufsbezogene Netzwerke

Intensive Netzwerk- und Kommunikationsstrukturen kennzeichnen vor allem die alten Arbeiterviertel der europäischen Grossstädte im frühen 20. Jahrhundert. Informationsaustausch und Nachbarschaftshilfe, aber auch emotionsbesetzter Klatsch und körperliche Gewalt prägten den Alltag auf Fluren, in Höfen, auf der Strasse und in Kneipen um die Ecke. Die britische Historikerin Ellen Ross kennzeichnet die oftmals elementar wichtigen Funktionen solcher Kommunikationsstrukturen am Beispiel eines Londoner Arbeiterviertels als *survival networks*.¹⁰

In Wohnvierteln, in denen Immigranten lebten, bestanden Netzwerke mit ähnlichen Funktionen. Deren ethnisch geprägte Sozialmilieus erhielten häufig durch Kettenmigrationen stetigen Zuwachs.¹¹ Die in Frankreich angesiedelten Ausländer, die in der zweiten Jahrhunderthälfte vielfach aus postkolonialen Ländern stammten,

Bauherren sozialer Wohnungen auf (*council houses*), ohne damit jedoch weiterführende Konzepte zu verfolgen.

- 8 Robert J. Morris, Governance. Two Centuries of Urban Growth, in: Ders., Richard Trainor (Hg.), Urban Governance. Britain and Beyond since 1750, Aldershot 2000, S. 1–14.
- 9 Siehe z. B. den von Morris erwähnten Korruptionsfall in Newcastle. Robert J. Morris, Notes on the rebuilding of Europe since 1945. Remembering and forgetting the British experience, in: Georg Wagner-Kyora (Hg.), Wiederaufbau europäischer Städte. Rekonstruktionen, die Moderne und die lokale Identitätspolitik seit 1945 / Rebuilding European Cities. Reconstructions, Modernity and Local Politics of Identity-Construction since 1945, Stuttgart 2013, S. 64–80, hier 67.
- 10 Ellen Ross, Survival Networks: Women's Neighbourhood-Sharing in London before World War I, in: History Workshop 15 (1983), S. 4–27.
- 11 Siehe u. a. Sonja Haug, Kettenmigration am Beispiel italienischer Arbeitsmigranten in Deutschland 1955–2000, in: Archiv für Sozialgeschichte 42 (2002), S. 123–144.

durften allerdings bis 1982 keine eigenen Vereine gründen. Erst nach der Aufhebung des Verbots fungierten die seither neu geschaffenen Stadtteil- und Bewohnervereine als Koordinationsstellen kollektiven Handelns sowie als fragile Brücken zwischen den Migrantennetzwerken einerseits und den behördlichen Instanzen andererseits.¹² Netzwerke ganz anderer Art waren und sind jene zwischen Architekten, Städtebauern und WohnungsreformerInnen. Nicht nur persönliche Kontakte, sondern auch Wettbewerbe und Modellversuche sowie Fachzeitschriften und internationale Kongresse leisteten grosse Hilfe beim Aufbau und bei der Pflege berufsbezogener Netzwerke.¹³ Daher war es kein Zufall, dass der sogenannte Kleinwohnungsreformbau um 1900 nahezu zeitgleich in Belgien, Spanien, Holland, Österreich, Deutschland, Italien, England und der Schweiz auf der Agenda stand.¹⁴ Transnationale Netzwerke förderte auch die Rezeption anderer Reformprojekte, wie die *Arts and Crafts*-Bewegung der 1880er- und 90er-Jahre, die Gartenstadtbewegung der Jahrhundertwende (um 1900), das Neue Bauen der 1920er-Jahre.¹⁵ Die Einflussnahme transnationaler Netzwerk-Akteure führte in den jeweiligen Heimatländern längst nicht immer zu Imitations- und Adaptionsvorgängen. Internationale Trends wurden vielmehr in komplexen Aneignungsprozessen wirkmächtig, indem sie mit bestehenden nationalen Rahmensetzungen abgeglichen und häufig in die nationale, regionale und lokale Kultur eingepasst wurden.¹⁶

Markt und Wirtschaft

Wenig ist bisher über die Geschichte der Baubranche im 20. Jahrhundert geschrieben worden.¹⁷ Das hängt nicht zuletzt damit zusammen, dass brauchbares und zuverlässiges Zahlenmaterial zur wirtschaftlichen Bedeutung der Wohnungsbauunternehmen,

12 Siehe u. a. Sonja Fayman, Mikrointegration und Makrovalorisation. Kollektives Handeln in den Vierteln der unteren Schichten in der Auseinandersetzung mit der Stadtplanungspolitik, in: Joachim Brech (Hg.), *Neue Wohnformen in Europa. Berichte des vierten Internationalen Wohnbund-Kongresses in Hamburg*, Bd. 2, Darmstadt 1989, S. 41–46.

13 Als ein Beispiel sei auf den Kongress der *International Federation for Housing and Town Planning* hingewiesen, der in Hastings im Oktober 1946 stattfand. Bei dieser Gelegenheit kam ein reger Gedankenaustausch zwischen westlichen und östlichen Städtebauern zustande.

14 Dazu Juan Rodriguez-Lores, Gerhard Fehl (Hg.), *Die Kleinwohnungsfrage. Zu den Ursprüngen des sozialen Wohnungsbaus in Europa*, Hamburg 1988.

15 Siehe dazu beispielsweise für die ungarische Hauptstadt András Ferkai, *Neues Bauen in Budapest*, in: Eve Blau, Monika Platzer, *Mythos Grossstadt. Architektur und Stadtbaukunst in Zentraleuropa 1890–1937*, München 1999, S. 178–180.

16 Das lässt sich v. a. am Beispiel der 1937 gegründeten CIAM-Ost (*Congrès Internationaux d'Architecture Moderne*) festmachen. Siehe dazu Monika Platzer, *Die CIAM und ihre Verbindungen nach Zentraleuropa*, in: Blau/Platzer (wie Anm. 15), S. 227–231.

17 Einiges Informationsmaterial findet man in Karlheinz Pfarr, *Geschichte der Bauwirtschaft*, Essen 1983.

die ja nur einen Teilbereich der Baubranche ausmachen, schwer zu finden ist. Denn viele, lediglich regional arbeitende Betriebe errichteten häufig wenig Aufsehen erregende Einzel- und Reihenhäuser in den Randbezirken der Städte und Dörfer. Zwar gab und gibt es im Wohnungsbausektor auch Grossunternehmen,¹⁸ aber die Spreizung zwischen solchen Grossunternehmen und den vielen kleinen und mittleren Betrieben ist – verglichen mit anderen Branchen – besonders gross.

Zu Erforschung der Wohnungsbaubranche könnte, in Abgrenzung zur Neoklassik, die *Neue Institutionenökonomie*¹⁹ gewisse Denkanstösse geben, denn diese betont die Wirkmächtigkeit der Institutionen für unternehmerisches Handeln. Gerade die Baubranche agiert in einem hochkomplexen Geflecht von Gesetzen, Verordnungen, Rechtsurteilen und sonstigen Rahmenbedingungen, die auch die Verfügungsrechte der Bauherren beschränken. Allerdings besteht bei dem institutionenbezogenen Ansatz die Gefahr eines ökonomistischen Reduktionismus. Daher ist dessen konzeptionelle Erweiterung notwendig, bei der informelle Ordnungssysteme, kulturelle Prägungen der Akteure sowie die beschränkte Rationalität ökonomischen Handelns (*bounded rationality*) Berücksichtigung finden. Ferner sollten die freien Verfügungsrechte von Bauherren nicht als oberstes und alleiniges Kriterium für die Bewertung einer Wirtschaftsordnung gelten, vielmehr müssen diese mit allgemein-gesellschaftlichen Belangen abgeglichen werden. Beachtlich sind schliesslich die besonders hohen Transaktionskosten dieser Branche. Solche Kosten betreffen nicht den Produktionsvorgang, sondern fallen im Zusammenhang mit Verfügungsrechten und beim Umgang mit Institutionen an, etwa für die Antragsstellung eines Bauprojekts, für Gerichtsverfahren, für Arbeits- und Qualitätskontrollen, ferner zur Erschliessung neuer Märkte und zur Pflege bestehender Geschäftskontakte.

Für Tarifpartner und Investoren ist vor allem die Konjunkturanfälligkeit der Bauwirtschaft ein markantes Kennzeichen. Die Branche kann nicht auf Vorrat produzieren, und deshalb tut sie sich schwer, Marktschwankungen auszugleichen. So gilt gerade die Baukonjunktur als Konjunkturbarometer der Wirtschaft, wenngleich es zu durchschnittlich zweijährigen Zeitverschiebungen im Vergleich zur Konjunkturentwicklung anderer Branchen kommen kann. Die Baubranche ist ausserdem besonders arbeits- und lohnintensiv. Ging es der Bauwirtschaft gut, dann konnte von einem Sinken der Arbeitslosenzahlen ausgegangen werden. Nicht zufällig sollten die staatlichen

18 Ein überregional und international arbeitendes Grossunternehmen war Philipp Holzmann. Siehe dazu Manfred Pohl, Philipp Holzmann, Geschichte eines Bauunternehmens 1849–1999, München 1999.

19 Einer der führenden Vertreter der Neuen Institutionenökonomie ist Douglas C. North, Theorie des institutionellen Wandels. Eine neue Sicht der Wirtschaftsgeschichte, Tübingen 1988. Zur Kritik und zu den analytisch-methodischen Erweiterungen siehe Clemens Wischermann, Karl-Peter Ellerbrock (Hg.), Die Wirtschaftsgeschichte vor der Herausforderung durch die New Institutional Economics, Dortmund 2004.

Subventionen des Wohnungsbaus, etwa in der Bundesrepublik der 1950er-Jahre, auch der allgemeinen Wirtschaftsbelebung dienen.

Die Bauherren waren und sind überdies stark von den kreditvergebenden Banken sowie von Bausparkassen abhängig. Eine jahrzehntelang gepflegte Sparkultur vieler Menschen begleitete über das ganze 20. Jahrhundert hinweg den Bau von Einzel- und Reihenhäusern sowie, vor allem seit den 1970er-Jahren, den Erwerb von Eigentumswohnungen.

Einen historischen Einschnitt bedeutete der Sprung vom Einzelhausbau zum Siedlungsbau in den 1920er-Jahren. Der eindruckvollste Entwicklungssprung fand aber erst seit den späten 1950er-Jahren statt.²⁰ Allein die Grösse der Siedlungen bis hin zu einer Kapazität von rund 100'000 Bewohnern sprengte die Dimensionen der bis dahin gemachten Bau- und Wohnerfahrungen. Doch Ende der 1970er-Jahre wendete sich das Blatt; die Bevölkerungsprognosen wurden nach unten korrigiert, die Neubausiedlungen verloren ausserdem relativ schnell das Flair des «modernen, guten Wohnens», zumal die Infrastruktur der Siedlungen oftmals lange Zeit sehr zu wünschen übrig liess. In historischer Langzeitperspektive gesehen, bleiben sie jedoch Marksteine fordistisch geprägter Massenproduktion im Bausektor des 20. Jahrhunderts. Nicht nur die Finanzierung von Grosswohnanlagen, sondern auch das in den 1980er- und 90er-Jahren aufblühende transnationale Bauherren-Modell²¹ setzten im Wohnungsbausektor neue Massstäbe für die Finanzierung von Grossprojekten. Die Niedrigzinspolitik der Zentralbanken am Ende des 20. Jahrhunderts führte zu immer geringer werdenden Sparzinsen, und damit stieg die Nachfrage nach Immobilien mit entsprechenden Preissteigerungen für Wohnungen in grossstädtischen Ballungsräumen.

Über das ganze 20. Jahrhundert lernte die Bauwirtschaft, beim Bau von Häusern mit immer neuen industriell vorgefertigten Materialien umzugehen, etwa mit Stahlbeton, Glas, aber auch mit asbesthaltigen Baustoffen. Viele neue Baustoffe waren mit Hoffnungen auf Verbilligung der Baukosten verknüpft. Dem Ziel, die Branche zu rationalisieren und so die Kosten zu senken, dienten auch die Fertigbauweisen aller Art und die Durchsetzung rationell erscheinender Wohnungsgrundrisse. Diesbezüglich kam den jeweiligen Versuchsbauanlagen und den Mustersiedlungen grosse wirtschaftliche Bedeutung zu, allen voran den Dessauer und Frankfurter Siedlungen oder der Stuttgarter Weissenhof-Siedlung der 1920er-Jahre. Die mit solchen rationalen Bauten verbundenen Normierungen sollten mit den allgemeinen Trends zur

20 Für Deutschland einführend: Ulfert Herlyn, Adelheid von Saldern, Wulf Tessin (Hg.), *Neubausiedlungen der 20er und 60er Jahre. Ein historisch-soziologischer Vergleich*, Frankfurt a. M. 1987. Für die Schweiz siehe u. a. die Einzelstudie von: Elisabeth Bäschlin, *Im Tscharnergut zu Hause – Die erste Berner Gesamtüberbauung im Wandel der Zeit*, in: Lüthi/Meier (wie Anm. 5), S. 197–218.

21 Hierbei geht es um steuerbegünstigte Kapitalanlagen von Eigentümer-Gemeinschaften, die in den Bau von Immobilien durch den Grosseinsatz von Fremdmitteln investieren.

Normierung modernen, gesunden und «vernünftigen» Wohnens gesehen und ihre Zusammenhänge mit nationalwirtschaftlichen, arbeitsmedizinischen, bevölkerungs-, familien- und geschlechterbezogenen Normativen herausgearbeitet werden.²²

«Citizenship» und Bürgergesellschaft

Unter diesen beiden Begriffen kann sehr Verschiedenes verstanden werden, zumal sie in differierenden politischen Kontexten auftreten. So geht es zum einen um die Erlangung und Nutzung weitgehender Staatsbürgerrechte, einschliesslich jener für Frauen und Minoritäten. Zum anderen steht die Frage im Raum, wie Menschen, die bislang die Gegebenheiten passiv ertragen haben, aktiviert und gestärkt (*empowerment*) werden können, um als StaatsbürgerInnen sowohl ihre Rechte, Interessen und Bedürfnisse geltend zu machen und womöglich durchzusetzen als auch ihr eigenes soziales Engagement für das Wohl ihres Gemeinwesens zu stärken.²³

Die forschungsrelevante Wende der späten 1970er- und 80er-Jahre, bei der Akteure anstelle von Strukturen in den Fokus gerieten, wirkte sich auch auf die Art und Weise aus, wie auf den Wohnbereich geschaut wurde und wird. Kein Zufall ist es deshalb, dass gerade in den 1980er-Jahren die Forschungen über Bau- und Wohngenossenschaften vorübergehend an Fahrt gewannen.²⁴ Die historiografischen Rückblicke zeigten unter anderem, wie der genossenschaftliche Reformwohnungsbau in grösserem Ausmass insbesondere in den Phasen vor und nach dem Ersten Weltkrieg unter anderem in Schweden, Deutschland, Norwegen und Polen sowie in der Schweiz von sich reden machte,²⁵ handelte es sich doch um Tätigkeitsfelder, bei denen Eigenaktivität, Selbstorganisation, Partizipation und (philanthropisch gesinnter) Reformgeist gefragt waren.²⁶ Die Bau- und Wohngenossenschaften galten zudem als Alternative zu einem ausschliesslich privatwirtschaftlich organisierten,²⁷ aber auch

22 Siehe dazu v. a. die Arbeit von Barbara Koller, «Gesundes Wohnen». Ein Konstrukt zur Vermittlung bürgerlicher Werte und Verhaltensnormen und seine praktische Umsetzung in der Deutschschweiz 1880–1940, Zürich 1995.

23 Zur Einführung siehe: Christoph Conrad, Jürgen Kocka (Hg.), Staatsbürgerschaft in Europa. Historische Erfahrungen und aktuelle Debatten, Hamburg 2001; Manfred Hildermeier, Jürgen Kocka, Christoph Conrad (Hg.), Europäische Zivilgesellschaft in Ost und West. Begriff, Geschichte, Chancen, Frankfurt a. M. 2000.

24 Siehe u. a. Klaus Novy (Hg.), Anders leben. Geschichte und Zukunft der Genossenschaftskultur, Berlin 1985.

25 In der Weimarer Republik und erst recht in der Bundesrepublik gewannen allerdings nicht die Genossenschaften, sondern die von den Gewerkschaften favorisierten gemeinwirtschaftlichen Trägerschaften zunehmend an Boden.

26 In der Bundesrepublik wurden im Kalten Krieg die Tätigkeitsfelder der Bau- und Wohngenossenschaften stark eingeengt, um der Kollektividee einen Riegel vorzuschieben.

27 Dabei handelte es sich im Kern um gemeinnützige, häufig lokal begrenzte Selbstorganisationen mit limitierter Zielsetzung. Viele Vorstandsmitglieder, meist Männer (Ausnahme: Dora Staudinger),

zu einem staatlich finanzierten und verwalteten Wohnungssektor. Die Geschichte des Wohnungsbaus im 20. Jahrhundert zeigt allerdings auch die Grenzen gemeinsinnigen Engagements auf, insofern sich vor allem seit dem Ersten Weltkrieg und vermehrt seit dem Zweiten Weltkrieg herausstellte, dass eine zeitgemässe Wohnungsversorgung der unteren Bevölkerungsschichten massiver Fördermittel des Staats bedurfte – eine Einsicht, die heute wieder aktuell ist.

Zur Selbstorganisation im Wohnbereich gehören neben den Bau- und Wohn-genossenschaften diverse Formen von Mieterorganisationen und Mieterprotesten. Während trotz massiver Unterdrückungen kollektiver Widerstand und Streiks von der ausserhäuslichen Erwerbswelt nicht wegzudenken sind, waren «Aufstände» im Wohnbereich eher selten, weil Umzüge in eine andere Wohnung in der Regel als einfachere Lösung galten und wenige Vorbilder für Proteste im Wohnbereich bekannt waren. Mit der Entstehung standardisierter Mietverhältnisse in den Siedlungen der Zwischenkriegszeit kam es zu ersten Forderungen nach Mitbestimmungsrechten, etwa bei der Abrechnung der Nebenkosten. Doch erst aus den 1970er-Jahren sind vom Wohnsektor Proteste aller Art überliefert, etwa in der Bundesrepublik, in England und in der Schweiz. Neuartige Formen von Hausbesetzungen erfolgten in zahlreichen europäischen Ländern, wobei sich die Proteste vor allem gegen die Verknappung bezahlbaren Wohnraums richteten, die durch Abrisspläne von Altbauten entstand.²⁸

Hausbesetzungen waren indessen nur eine Ausdrucksform von mehreren. Engagierte *Bürgerinitiativen* traten seit der Mitte der 1970er-Jahren in zahlreichen europäischen Städten in die Öffentlichkeit. Ihr Protest richtete sich gegen die Uniformität und Monotonie der modernen Grosswohnanlagen und gegen den Abriss alten Wohnraumbestands.²⁹ Sie kritisierten ebenfalls den Trend zur *gentrification* älterer Häuser wegen der hiermit verbundenen Mieterhöhungen und der dadurch erzielten Vertreibung vieler BewohnerInnen. Zudem verfolgten sie neue Ansätze in der Stadtentwicklungspolitik. Feministisch gesinnte Architektinnen versuchten zudem, die auf konventioneller, geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung beruhende Normierung des Wohnungsbaus samt der damit verbundenen Normierung der Familienprofile und der Geschlechterrollen aufzubrechen und den Wohnungsbau mehr mit den Alltagsbedürfnissen von Frauen in Einklang zu bringen. Zudem sollten Alternativprojekte, inklusive Wohn-gemeinschaften, besser den zunehmend pluralisierten Lebensstilen entsprechen.³⁰

wollten auf die Familien ihrer Mitglieder auch erzieherisch einwirken. Vgl. den Beitrag von Ruth Ammann in diesem Band.

28 Zu Zürich siehe: Thomas Stahel, *Wo-Wo-Wonige! Stadt- und wohnpolitische Bewegungen in Zürich nach 1968*, Zürich 2006, S. 297–381. Vgl. den Beitrag von Sebastian Haumann in diesem Band.

29 So u. a. über britische Städte: Morris (wie Anm. 9).

30 Siehe dazu u. a. Adelheid von Saldern, Barbara Zibell, *Frauen und Stadträume. Aufbruchsstimmung in den 1970er Jahren*, in: Adelheid von Saldern (Hg.), *Stadt und Kommunikation in bundesrepubli-*

Performances, Rituale und Ikonen

Im Zug des *cultural turn* wurden unter anderem Performances, Rituale und Ikonen in den Blick genommen. Deren symbolische Sinnstiftungen drückten gesellschaftliche Wertschätzungen aus und implantierten entsprechende Deutungshorizonte. Neubausiedlungen gerieten besonders oft in den Fokus von Reportern und ihren Kameras. In Europa gehörten grössere Wohnsiedlungen vielerorts zum Kernbestand der öffentlichen und medial vermittelten Repräsentationskultur der jeweiligen Zeitphase. Manche avancierten sogar zu Ikonen ihrer Zeit und ihrer Stadt, etwa die Grindelhochhäuser im Hamburg der Nachkriegsjahre oder das Hansa-Viertel im Westteil Berlins.³¹ Dementsprechend gross wurden Grundsteinlegungen und Einweihungsfeiern von neuen Wohnsiedlungen inszeniert. Symbolbeladene Fotos und Filme von Ziegelsteinen und Baukränen fanden stets schnell ihren Weg in die Medien, und die metaphernreichen Ansprachen kreisten bei solchen Gelegenheiten in allen Ländern gern um Aufbau, Leistung und Fortschritt, kurzum um Modernität.³² Die Analyse solcher symbolträchtigen Feiern ähnelt der Handhabung einer Sonde, die oftmals bis in die Tiefenschichten von Gesellschaften reicht und dann Aussage- und Ordnungssysteme ans Licht zu bringen vermag, zumal wenn das entsprechende Bildrepertoire im Zug des *visual turn*³³ in die Analyse mit einbezogen wird. Zahlreiche Wohnausstellungen und Abbildungen in Zeitschriften sowie Prospekte aller Art dienen ebenfalls dazu, Leitbilder zu schaffen, bestimmten Wohnneuerungen zu einer gesellschaftlichen Akzeptanz zu verhelfen und dabei den Warenumsatz zu steigern.³⁴ Fotos von Bauten, Wohnungen und Innenräumen

kanischen Umbruchzeiten, Stuttgart 2006, S. 367–391. Mit Blick auf das gesamte 20. Jahrhundert bedeuten die 1970er-Jahre eine grosse Zäsur, denn das Private wurde damals verstärkt öffentlich gemacht. Zudem fächerten sich die auch den Wohnbereich tangierenden Lebensstile erheblich aus. Schliesslich verlor das Konstrukt eines sogenannten Normalarbeitsverhältnisses an Glaubwürdigkeit und damit das Konstrukt des sogenannten Normalwohnverhältnisses.

- 31 Siehe u. a.: Axel Schildt, Zur Geschichte der Grindelhochhäuser. Eine Sozialgeschichte der ersten deutschen Wohnhochhausanlage. Hamburg-Grindelberg 1945–1956, Hamburg 2007; Stephanie Warnke, Stein gegen Stein. Architektur und Medien im geteilten Berlin 1950–1970, Frankfurt a. M. 2009; allgemein: Informationen zur modernen Stadtgeschichte (IMS) 2 (2011): Urban Icons.
- 32 Zu den Filmen siehe Peter Stettner, «Auf dem steinigen Weg zum Erfolg». Der Aufbau in den fünfziger Jahren im Spiegel zeitgenössischer Informationsfilme der Stadt Hannover, in: Adelheid von Saldern (Hg.), Bauen und Wohnen in Niedersachsen während der fünfziger Jahre, Hannover 1999, S. 215–222.
- 33 Philipp Sarasin, Bilder und Texte. Ein Kommentar, in: Werkstatt Geschichte 47 (2007), S. 75–80; allgemein: Gerhard Paul (Hg.), Visual History, Göttingen 2006.
- 34 Siehe dazu u. a. Johannes Hartmann, Stadt Raum Körper. Ordnungsunternehmungen nach dem Zweiten Weltkrieg, in: IMS 1 (2011), S. 18–32. Vgl. zur Sonderausstellung der Interbau Berlin: Sandra Wagner-Conzelmann, Die Interbau 1957 in Berlin. Stadt von heute – Stadt von morgen. Städtebau und Gesellschaftskritik der 50er Jahre, Petersberg 2007. Zu den Wohnleitbildern in der Schweiz siehe Johanna Gisler, Leitbilder des Wohnens und sozialer Wandel: 1936–1965,

drückten Sehkonventionen der Fotografen aus, wenn auf ihnen beispielsweise keine Menschen, sondern nur die Einrichtungen, Häuser oder Siedlungen gezeigt werden.³⁵

Bilder von Einrichtungen anderer Leute ermöglichen die soziale und kulturelle Einordnung des eigenen Wohnens. Sie lassen gesellschaftliche Ordnungsmuster in Form von Wohnkonventionen entstehen, indem sie zeigen, wie «man» zu einer bestimmten Zeit «zu wohnen hat», welche Möbeltypen «out» sind und wohin die neuen Trends gehen. Sowohl die Verbildlichung der jeweiligen Mode als auch deren Performance in Form von Ausstellungen haben aus den eigentlich langlebigen Wohnungseinrichtungen solche von nur mittlerer Lebensdauer gemacht und halten so die Möbelindustrie am Laufen.

Nicht nur die Inszenierung von besonderen Ereignissen samt der Vergegenwärtigung bestehender Ordnungs- und Wertsysteme durch entsprechende Repräsentationsrituale lassen sich im Forschungsfeld *Wohnen* entdecken, sondern auch immer wiederkehrende Rituale bei alltäglichen Abläufen. Rituale im Wohnbereich vermitteln (vermeintliche) Sicherheiten, wirken auf die Gefühlswelten der Beteiligten ein und helfen Ordnungs- und Machtstrukturen sowie Hierarchien zu stabilisieren und zu legitimieren; sie stellen damit Mechanismen für die Gouvernementalität moderner Gesellschaften dar.³⁶ Hingewiesen sei beispielsweise auf die (un)sichtbaren Grenzbeziehungen im Wohnbereich, die das Zusammenleben von Menschen (ver)regeln; ferner sind die praktizierten Rechte und Pflichten der einzelnen Familienmitglieder im Wohnalltag zu nennen, die durch ständiges Wiederholen nicht nur zu Routinen werden, sondern auch (hierarchisierte) Ordnungsmuster implizieren. Alltägliche Routinen und soziale Wohnpraktiken schaffen Strukturen und konturieren dabei Geschlechterbeziehungen (*doing gender*).³⁷

in: Schweizerisches Sozialarchiv (Hg.), *Bilder und Leitbilder im sozialen Wandel*, Zürich 1991, S. 313–372.

35 Siehe u. a. Rolf Sachsse, *Geschichtslose Bilder vom Alten und Neuen Bauen. Zur Analogie der architektonischen Moderne (1912–1960)*, in: Clemens Zimmermann (Hg.), *Stadt und Medien. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Köln 2012, S. 131–152.

36 Michel Foucault, *Geschichte der Gouvernementalität II: Die Geburt der Biopolitik*, Frankfurt a. M. 2004; Ulrich Bröckling, Susanne Krasmann, Thomas Lemke (Hg.), *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*, Frankfurt a. M. 2000; Mitchell Dean, *Governmentality. Power and Rule in Modern Society*, London 1999.

37 Als Einführung siehe Jürgen Martschukat, Steffen Patzold, *Geschichtswissenschaft und «Performative Turn». Ritual, Inszenierung und Performanz vom Mittelalter bis zur Neuzeit*, Köln 2003. Hier lassen sich Verbindungslinien zu Anthony Giddens Strukturierungstheorie ziehen.

«Spatial Turn»

Das Themenfeld *Wohnen* kann offensichtlich in besonderem Mass vom *spatial turn* profitieren, vor allem mit Blick auf Raumkonstituierungen. So entstehen soziale Räume primär durch ihre vielfältigen Relationen zu Menschen.³⁸ Ungeachtet aller Ungleichzeitigkeiten zeichnete sich in den europäischen Metropolen ein langfristiger Entwicklungstrend ab, der darauf hinauslief, dass grosse Teile der meist ärmeren Wohnbevölkerung früher oder später die Stadtzentren verliessen, wodurch Räume für Kommerz, Verwaltung und Kultur frei wurden. Die seit den 1880er-Jahren überall in Europa einsetzende City-Bildung förderte überdies die Schaffung neuer Räume durch Suburbanisierung. Der verbreitete Wunsch nach einem stadtnahen «Eigenheim im Grünen» erforderte allerdings erst die Nutzungsmöglichkeit öffentlicher und später auch privater Verkehrsmittel, um zu den innerstädtischen Arbeitsplätzen zu gelangen. Vielfach war der Trend zum Stadtrand-Wohnen der funktionalistischen Stadtentwicklungsplanung nach dem Vorbild der *Charta von Athen* (1933) geschuldet: neue Räume entstanden in Form dezentralisierter Wohndistrikte, die von Grünzonen umsäumt und sowohl von Fabrikarealen als auch vom Stadtzentrum getrennt waren. Dies kann am Beispiel des Wiederaufbaus der im Zweiten Weltkrieg stark zerstörten Hafenstadt Rotterdam besonders deutlich nachgezeichnet werden.³⁹ Erst seit der Mitte der 1970er-Jahre gewannen die Innenstädte durch Modernisierung und *Gentrifizierung* des Altbaubestands erneut an Attraktivität – allerdings vorrangig für zahlungskräftige Personenkreise.⁴⁰ Kurzum, städtischer Raum unterlag einer steten Veränderung, weswegen Menschen ihre Raumkonstituierungen immer wieder neu konfigurieren mussten.

Während sich also ein grosser Teil des städtischen Raums massiv veränderte, erwiesen sich die Profile anderer Stadtgebiete als recht langlebig. Im Gedächtnis der Menschen wurden entsprechende Zuschreibungen fest verankert. «[...] da sind wir nicht hingegangen, die hätten uns weggeschickt [...] wir waren unsere Heimat gewöhnt und da sind wir auch geblieben», erinnert sich ein Bewohner eines Arbeiterviertels.⁴¹ Solche Zuschreibungen verfestigten sich zu soziokulturellen Stadtkarten, den *mental maps*. Bei einer solchen subjektiven, durch kommunikative Prozesse initiierten Kartierung

38 Martina Löw, *Raumsoziologie*, Frankfurt a. M. 2001. Hinsichtlich der Geschlechterperspektiven siehe Linda McDowell, Joanne P. Sharp, *Space, Gender, Knowledge. Feminist Readings*, London 1997.

39 Paul van de Laar, *Modernism in European Reconstruction-Policy and its Public Perception: The Image of Rebuilding Rotterdam, 1945–2000*, in: Wagner-Kyora (wie Anm. 9), S. 202–231.

40 Siehe u. a. David Donnison, Alan Middleton (Hg.), *Regenerating the Inner City. Glasgow's Experience*, London 1987.

41 Zit. nach Susanne Fuhrmann, «Graben, schaufeln, Sandkuchen backen». Zur Entwicklung der Kinderspielplätze, in: Sid Auffarth, Adelheid von Saldern (Hg.), *Altes und neues Wohnen. Linden und Hannover im frühen 20. Jahrhundert*, Hannover 1992, S. 165–177, hier 167.

werden auch Machtzonen und eine sozialräumlich eingeschriebene Hierarchisierung wahrgenommen und im Gedächtnis gespeichert. Beispielsweise repräsentierten die von Deutschen bewohnten Villen-Mietshäuser in Posen/Poznan vor dem Ersten Weltkrieg klar erkennbare, stadträumlich materialisierte Macht- und Dominanzareale, welche die Differenz zur polnischen Stadtbevölkerung visualisierten.⁴²

Als klassisches Beispiel für die Wirkkraft von *mental maps* können erneut die alten Arbeiterquartiere um 1900 gelten.⁴³ In den sozialgeografischen Stadtkarten des Zürcher Bürgertums wurde beispielsweise das Arbeiterquartier Aussersihl als proletarisches Scherbenviertel und Neu-Babylon gebrandmarkt.⁴⁴ Kein Wunder, dass dann in Form von *slum clearances*, vor allem während der 1930er- und 60er-Jahre in vielen europäischen Städten mit solchen überfüllten Elendsquartieren samt ihren unerwünschten Sozialmilieus gründlich aufgeräumt wurde.

Der Blick auf solche Stadtsanierungsaktionen führt zur Frage nach dem Zusammenhang von Wohnen und Klassen-Bildung beziehungsweise Klassen-Entbildung. Während das relative homogene Sozialmilieu der alten Arbeiterviertel die Überzeugung vieler Bewohner, einer Arbeiterklasse anzugehören, untermauerte, führte die allmähliche Auflösung solcher Viertel und die Quartiersneubildung zu einer veränderten sozialen Zusammensetzung ihrer Bewohnerschaft, zumindest in Deutschland. In die mit öffentlichen Mitteln geförderten Neubauquartiere der Weimarer Republik zogen nämlich – entgegen den zahlreichen Verlautbarungen – in der Regel keine Familien aus breiten Arbeiterschichten ein, sondern relativ gut verdienende Facharbeiter-Familien sowie zahlreiche Familien kleinerer und mittlerer Angestellter und Beamter. Diese Vorzeigesiedlungen wiesen demnach bereits eine Mieterzusammensetzung auf, die nach dem Zweiten Weltkrieg in der Bundesrepublik als «breite Bevölkerungsschichten» gekennzeichnet werden sollten. Der Neubaubereich und eine auf den ersten Blick klassenunspezifische moderne Wohnausstattung waren es, die Modellcharakter für jenen Wandel erlangten, der nach 1945 allmählich auch das Erwerbsleben erfasste.⁴⁵ Kulturelle, ökonomische und soziale Grenzziehungen

42 Anna Bittner-Nowak, Wohnungspolitik und Wohnverhältnisse in Posen in den Jahren 1890–1939, in: Alena Janatková, Hanna Kozinska-Witt (Hg.), Wohnen in der Grossstadt 1900–1939, Stuttgart 2006, S. 151–178.

43 Die Erforschung von Arbeiterquartieren spielte in der soziologischen Ungleichheitsforschung der 1970er-Jahre eine grosse Rolle. Siehe u. a. Ulfert Herlyn (Hg.), Stadt- und Sozialstruktur. Arbeiten zur sozialen Segregation, Ghettobildung und Stadtplanung, München 1974.

44 Daniel Künzle, Stadtwachstum, Quartiersbildung und soziale Konflikte am Beispiel von Zürich Aussersihl, in: Sebastian Brändli et al. (Hg.), Schweiz im Wandel. Studien zur neueren Gesellschaftsgeschichte, Basel 1990, S. 43–58, hier 49; vgl. Erasmus Walser, Die Reichen wohnen, wo sie wollen, die Armen, wo sie müssen – Soziale Segregation und Quartierentwicklung in der Stadt Bern von 1850–1930, in: Lüthi/Meier (wie Anm. 5), S. 181–196.

45 Das ist eines der Ergebnisse meiner Studie: Häuserleben. Zur Geschichte städtischen Arbeiterwohnens vom Kaiserreich bis heute, 2. Aufl., Bonn 1997, S. 429 f. Zum diesbezüglichen Wandel in der Erwerbswelt siehe: Joseph Mooser, Arbeiterleben in Deutschland 1900–1970. Klassenlagen,

zwischen den unteren Mittelschichten und der (gelernten) Arbeiterschicht weichten auf, während sich die Kluft zwischen dem Wohnalltag gelernter (einheimischer) Arbeiter und jener der ungelerten Arbeiter tendenziell vergrößerte, zumal diese vielfach Migranten oder Frauen waren.⁴⁶

Social Engineering

Michel Foucaults Studien über die gesellschaftliche Bedeutung des Zusammenspiels von modernen Wissenschaften und Machttechniken haben unter anderem zu historischen Forschungen über Social Engineering, Sozialrationalisierung und Sozialfordismus geführt,⁴⁷ welche die Ambivalenz der Moderne, wie sie insbesondere von Zygmunt Bauman herausgearbeitet worden ist,⁴⁸ klar erkennen lassen. Die «Verwissenschaftlichung des Sozialen» (Lutz Raphael) führte in vielen Gesellschaften zu neuen Entwürfen sozialer Ordnungen und zu grossspurigen Visionen oder gar Utopien. Zu denken ist beispielsweise an das sozialdemokratisch geprägte und mit Disziplinierungsstrategien versehene *Folkhem*-Modell in Schweden⁴⁹ und an die Kommune-Häuser der jungen Sowjetunion,⁵⁰ ferner an die Ambitionen, eine durch

Kultur und Politik, Frankfurt a. M. 1984; Burkart Lutz, Integration durch Aufstieg. Überlegungen zur Verbürgerlichung der deutschen Facharbeiter in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg, in: Manfred Hettling, Bernd Ulrich (Hg.), Bürgertum nach 1945, Hamburg 2005, S. 284–309, hier 307.

- 46 Allerdings blieben viele Mittelschichtfamilien, die in die meist modern ausgestatteten Neubausiedlungen der Zwischenkriegszeit und in die seit den späten 1950er-Jahren erstellten Grosssiedlungen zogen, nicht dauerhaft in solchen Wohnungen, sondern bevorzugten früher oder später den Umzug in Einfamilienhäuser am Stadtrand. Soweit die Stadtverwaltungen sogenannte Sozialfälle in die leer stehenden Wohnungen «nachsoben», gerieten seit den späten 1970er-Jahren Teile solcher Grosswohnanlagen leicht in eine soziale Abwärtsspirale.
- 47 Siehe für das 19. Jahrhundert als herausragendes Beispiel Jonas Frykman, Orvar Löfgren, *Culture Builders. A Historical Anthropology of Middle-Class Life*, New Brunswick 1987. Für das 20. Jahrhundert siehe u. a.: Adelheid von Saldern, *Social Rationalization of Living and Housework in Germany and United States in the 1920s*, in: *The History of the Family. An International Quarterly* 2 (1997), S. 73–97; Dies., «Statt Kathedralen die Wohnmaschine». Paradoxien der Rationalisierung im Kontext der Moderne, in: Frank Bajohr, Werner Johe, Uwe Lohalm (Hg.), *Zivilisation und Barbarei, Gedenkschrift für Detlev J. K. Peukert*, Hamburg 1991, S. 168–192; Thomas Etzemüller, *Die Ordnung der Moderne. Social Engineering im 20. Jahrhundert*, Bielefeld 2009, S. 109–128; David Kuchenbuch, *Geordnete Gemeinschaft. Architekten als Sozialingenieure – Deutschland und Schweden im 20. Jahrhundert*, Bielefeld 2010; Jean Louis Cohen, *Architecture in Uniform. Designing and Building for World War II*, London 2011 (Ausstellungskatalog).
- 48 Zygmunt Bauman, *Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit*, 2. Aufl., Hamburg 2012.
- 49 Thord Strömberg, *Die Baumeister des Folkhems. Lokale Wohnungspolitik in Schweden*, in: Hannes Siegrist, Bo Stråth (Hg.), *Wohnungsbau im internationalen Vergleich. Planung und gesellschaftliche Steuerung in den beiden deutschen Staaten und in Schweden 1945–1990 (= Comparativ 6/3, 1996)*, S. 127–147.
- 50 Julia Obertreis, *Tränen des Sozialismus. Wohnen in Leningrad zwischen Alltag und Utopie*

positive Eugenik «veredelte» Wohnbevölkerung zu schaffen,⁵¹ oder an die NS-Vision rassereiner Siedlungen in einer rassereinen Gesellschaft. So unterschiedlich die Ordnungsmodelle auch kontextualisiert waren, so ähnelten sich ihre Bestrebungen, mit verschiedenen Mitteln ein neues Wohnverhalten der Bevölkerung zu erzielen, das zum jeweiligen Entwurf eines *Neuen Menschen* in einer neuen Gesellschaft passte.⁵² Einer dieser Entwürfe entsprang im frühen 20. Jahrhundert den Prinzipien des modernen Funktionalismus und der Sozialrationalisierung sowie den Erkenntnissen, die aus den Gesundheitswissenschaften gewonnen wurden.⁵³ Die Architektur fungierte dabei als stummer Erzieher: die einzelnen Wohnräume und das Wohnumfeld der neuen Modellsiedlungen wurden diversen Monofunktionen zugeordnet. Das Essen durfte nicht mehr in der Küche eingenommen werden, und die Kinder wurden dazu angehalten, nicht auf Strassen sowie auf dem Rasen zu spielen, stattdessen sich nur noch auf eigens errichteten und als Fortschritt gefeierten Spielplätzen zu tummeln.⁵⁴ Die BewohnerInnen sollten ausserdem zur wechselseitigen Rücksichtnahme erzogen werden und zu diesem Zweck bestimmte Regeln befolgen.⁵⁵ Der Ethnologe Gottfried Korff sprach in vergleichbarem Zusammenhang von *innerer Urbanisierung*⁵⁶ – ergänzbar durch den Zusatz, dass es sich um eine innere Urbanisierung in der Moderne und durch die Moderne handelte.

Selbst- und Fremddisziplinierungen kennzeichnen die Geschichte des 20. Jahrhunderts. Während Betriebe und öffentliche Räume von jeher einer umfassenden Kontrolle unterlagen, waren und sind Wohnräume als gesetzlich geschützte Orte der Privatheit ausgewiesen. Doch dieser Rechtsgrundsatz, der in liberalen Gesellschaften an sich hochgehalten wird, wurde immer wieder durchbrochen. Henry Ford hatte

1917–1937, Köln 2004. Später erfolgte auch hier die Umstellung auf individuelle Kleinwohnungen: Albrecht Martiny, *Bauen und Wohnen in der Sowjetunion nach dem Zweiten Weltkrieg. Bauarbeiterschaft, Architektur und Wohnverhältnisse im sozialen Wandel*, Berlin 1983, S. 138 ff.

- 51 Die positive Eugenik zielte auf die rassische und gesundheitliche Qualitätsverbesserung der Bevölkerung durch Eheberatung und gezielte (selektive) Familienförderung ab. Der Wohnbereich war betroffen, soweit Eugeniker nicht (allein) an (rassische) «Vererbungsgesetze» glaubten, vielmehr (auch) Umwelteinflüsse berücksichtigten.
- 52 Schon um die Jahrhundertwende hatte die international bekannte, schwedische Sozialreformerin und Pädagogin Ellen Key das Heim in den Mittelpunkt ihrer gesellschaftsbezogenen Erziehungsstrategien gestellt.
- 53 Siehe dazu u. a. Tanja Poppelreuter, *Das Neue Bauen für den Neuen Menschen. Zur Wandlung und Wirkung des Menschenbildes in der Architektur der 1920er Jahre in Deutschland*, Hildesheim 2007.
- 54 Siehe u. a. Fuhrmann (wie Anm. 41).
- 55 Ein konkretes Beispiel ist zu finden in: Adelheid von Saldern, *Katzen unerwünscht. Sozialrationalisierung in Frankfurter Neubausiedlungen (1925–1932)*, in: Clemens Wischermann (Hg.), *Von Katzen und Menschen. Sozialgeschichte auf leisen Sohlen*, Konstanz 2007, S. 155–172.
- 56 Gottfried Korff, *Mentalität und Kommunikation in der Grossstadt. Berliner Notizen zur «inneren» Urbanisierung*, in: Theodor Kohlmann, Hermann Bausinger (Hg.), *Grossstadt. Aspekte empirischer Kulturforschung*, Berlin 1985, S. 343–361. Diesbezüglich inspirierend wirken bis heute die Studien Georg Simmels zur Grossstadtkultur.

beispielsweise ein wachsames Auge auf die Familien seiner Beschäftigten und deren Wohn- und Lebensweisen. Durch Baudarlehen förderte er Eigenheime für «seine» Arbeiter und erwartete hierfür, dass die Sauberkeits- und Sittlichkeitsnormen eingehalten wurden, was er durch *factory inspectors* kontrollieren liess.⁵⁷ Ihm ging es dabei primär um die Schaffung optimaler Regenerationsmöglichkeiten der Arbeiter, die seiner Ansicht nach nur durch eine Rationalisierung der Lebensführung, also durch Social Engineering, erreicht werden konnte.⁵⁸ Eine solche produktionsbezogene Sichtweise auf die Lebensführung der Menschen in ihrer Privatsphäre entwickelten auch einige europäische Grossunternehmen, etwa der Siemens-Konzern.⁵⁹ Den autoritär geführten Kampf um die «Seele des Arbeiters»⁶⁰ setzte freilich kein amerikanisches und kein deutsches Unternehmen dermassen konsequent um wie die Bat'a-Schuhfabrik im mährischen Zlín.⁶¹ Der Unternehmer Thomas Bat'a (1876–1932) befolgte schon in den 1920er-Jahren in seiner 12'000 Beschäftigte umfassenden Fabrik konsequent die Ford'schen und Taylor'schen Produktionsprinzipien inklusive der Eignungstests. Bat'a wurde vollends zur personifizierten Ikone des Fordismus, als er nach seiner Wahl zum Bürgermeister von Zlín Betrieb und Stadt als ein Ganzes neu konzipierte, wozu diverse Infrastruktureinrichtungen gehörten.⁶² Die Arbeiterfamilien wohnten in hochgradig typisierten und standardisierten kleinen Siedlungshäusern. Durch eine eigene Fabrikgerichtsbarkeit und durch öffentlich installierte Lautsprecheranlagen erreichte der Fabrikherr schliesslich eine umfassende Kontrolle der dort arbeitenden und wohnenden Menschen. Ein solches Zlín sei einer «der leuchtendsten Orte der neuen Welt», schrieb der bekannte Architekt Le Corbusier begeistert über den auf die Fabrik ausgerichteten sozialräumlichen Gesamt-

57 Henry Ford, *Mein Leben und Werk*, Leipzig 1923, S. 148 ff.

58 Auch wurde damals das Alkoholverbot als Teil des Erziehungsprogramms angesehen: Egbert Klautke, *Unbegrenzte Möglichkeiten. «Amerikanisierung» in Deutschland und Frankreich (1900–1933)*, Stuttgart 2003, S. 233 f.; zum Kontext des Prohibitionsgesetzes in den USA siehe Thomas Welskopp, *Amerikas grosse Ernüchterung. Eine Kulturgeschichte der Prohibition*, Paderborn 2010.

59 Carola Sachse, *Siemens, der Nationalsozialismus und die moderne Familie. Eine Untersuchung zur sozialen Rationalisierung in Deutschland im 20. Jahrhundert*, Hamburg 1990, S. 27 f. Auch können die Kommunehäuser im jungen Sowjetrussland als sozialistische Form der Alltagsrationalisierung und als Orte zur Erziehung «neuer Menschen» interpretiert werden. Vgl. Thilo Hilpert, *Die funktionelle Stadt. Le Corbusiers Stadtvision – Bedingungen, Motive, Hintergründe*, Braunschweig 1978, S. 185 f.

60 Peter Hinrichs, *Um die Seele des Arbeiters. Arbeitspsychologie, Industrie- und Betriebssoziologie in Deutschland 1871–1945*, Köln 1981; Mary Nolan, *Visions of Modernity. American Business and the Modernization of Germany*, New York 1994, S. 203 ff.

61 Zur Bat'a-Fabrik gehörte auch eine Schule, in der junge Menschen für die Fabrikarbeit ausgebildet wurden. Nicola Lepp, Martin Roth, Klaus Vogel (Hg.), *Der Neue Mensch. Obsessionen des 20. Jahrhunderts*, Ostfildern-Ruit 1999 (Ausstellungskatalog), S. 230.

62 Lepp/Roth/Vogel (wie Anm. 61), S. 231; Volker Breidecker, *Schuh, Bau und Utopie*, in: *Süddeutsche Zeitung*, 27. 5. 2009, S. 12.

entwurf, der die Aufsicht über die private Wohnsphäre mit einschloss.⁶³ Als Bat'a nach 1929 in verschiedenen europäischen Ländern sowie in Indien weitere Firmen gründete, wurden diese ebenfalls zu je einer «Batapolis» ausgebaut, beispielsweise in der Umgebung von Eindhoven in den Niederlanden oder als Bata-Park in Möhlin im Kanton Aargau.⁶⁴

Die Beendigung aller offenen Wohnformen, wie die Aufnahme von Schlafgängern und Untermietern, gehörte ebenfalls zum neuen, sozialrational geprägten Wohnmodell. Die sogenannte geschlossene Kleinfamilie in einer geschlossenen Kleinwohnung avancierte zum alternativen Leitbild, was nicht heisst, dass die Wirklichkeit dem immer entsprach. Die Versittlichung des Wohnens sollte ausserdem zu entsprechenden Umgangsformen mit den Nachbarn führen, die später in der Literatur häufig als «richtiges Abstandhalten» gekennzeichnet wurden,⁶⁵ was Nachbarschaftshilfe keineswegs ausschliessen musste. Das neue Gemeinschaftsleben wurde dagegen in den sowjetischen Kommune-Häusern auf Kosten familiären Lebens eingeübt, allerdings ohne grossen Erfolg.⁶⁶ Das *Rote Wien*, das intensiver als die sowjetischen Kommune-Häuser unter der Beobachtung der europäischen Öffentlichkeiten stand, übernahm zwar ebenfalls sozialistische Gemeinschaftsvorstellungen und baute dementsprechend kollektiv nutzbare Infrastrukturen im unmittelbaren Wohnumfeld auf, liess aber das Familienleben, soweit es sich bereits versittlicht hatte, unangetastet.⁶⁷ Zur Sozialrationalisierung und Versittlichung des Wohnens zählte auch der Druck auf die Menschen, vor allem auf Frauen, mehr Verantwortung für die Gesunderhaltung der Familie und die Durchsetzung erhöhter Hygienestandards zu übernehmen.⁶⁸ Die Wohnräume sollten von Licht, Luft und Sonne durchdrungen werden. Sauberkeitsideale, die nicht zuletzt in zahlreichen Werbeanzeigen visualisiert wurden, drückten neue, angeblich wissenschaftlich untermauerte Verhaltensnormen im Wohnalltag aus und überhöhten diese gleichzeitig. Die Eugeniker richteten ihre Blicke ebenfalls nicht selten auf Wohnungen, galten doch gesunde und hygienisch einwandfreie Räume als eine der Voraussetzungen für das gute Gedeihen des Nachwuchses. Sowohl ungesun-

63 Lepp/Roth/Vogel (wie Anm. 61), S. 231.

64 Koos Bosma, Fordismus als technokratisches Konzept. Das Stadtbild in den Niederlanden 1920–1950, in: *Zukunft aus Amerika. Fordismus in der Zwischenkriegszeit – Siedlung Stadt Raum*, hg. von der Stiftung Bauhaus Dessau, RWTH Aachen, Dessau 1995, S. 300–319, hier 301 f. Ähnliche Bestrebungen sind bei der Glühlampen produzierenden Firma Philips in den Niederlanden zu verzeichnen. Vgl. ebd., S. 302. Für die Schweiz vgl. Tobias Ehrenbold, *Bata. Schuhe für die Welt, Geschichten aus der Schweiz*, Baden 2012.

65 Dietrich von Oppen, *Familien in ihrer Umwelt. Äussere Bedingungen von Familien im Prozess der Verstädterung einer Zehengemeinde*, Köln 1958.

66 Obertreis (wie Anm. 50).

67 Vgl. u. a. Helmut Gruber, *Red Vienna. Experiment in Working-Class Culture 1919–1934*, New York 1991.

68 Ausführlich: Geneviève Heller, «Propre en ordre». *Habitation et vie domestique 1850–1930: l'exemple vaudois*, Lausanne 1979, bes. Teil III, S. 142–216.

des Wohnen in dunklen Hinterhöfen der Arbeiterquartiere als auch die historistischen Nachklänge in Form dunkel gehaltener Wohnräume des Bürgertums sollten endgültig der Vergangenheit angehören.⁶⁹

Die Badewanne erfuhr im frühen 20. Jahrhundert sogar im transatlantischen Diskurs einiges Gewicht. Diese Sonderbarkeit beruhte auf dem Spannungsgefüge, das zwischen den kulturellen Unterlegenheitsgefühlen der USA gegenüber Europa und dem nationalen Stolz auf die amerikanische Ingenieurskunst sowie dem bereits erreichten amerikanischen Wohlstand basierte. Der amerikanische Dichter Harvey Maitland Watts wehrte sich gegen etwaige abfällige Bemerkungen der Europäer in einem Artikel der US-Zeitschrift *The Forum*: "We can afford to flaunt both our flag and our bathtub and enjoy the comments of Europeans denied the protection of the one and the convenience of the other. In any jokes about our bathtub the laugh is with us."⁷⁰ Die Badewanne, die in den USA damals schon verbreiteter als in Europa war, diente offensichtlich als hochkarätiges Symbol für amerikanische Sauberkeitsstandards, die den angeblichen Sauberkeitsdefiziten der Europäer gegenübergestellt wurde. Und in der Tat dauerte es in Europa noch mehrere Jahrzehnte, bis das Gros der Wohnungen über eine Badewanne oder eine Dusche verfügte. Solche Vorrichtungen befanden sich im Schweizer Tessin 1949 erst in 10% aller Haushalte.⁷¹

Körper- und Sinnesgeschichte

Körperwahrnehmungen und körperbezogene Politik, deren Analysen sich ebenfalls auf Foucault'sche wie schon Elias'sche Impulse beziehen können, unterliegen bekanntlich gesellschaftlichem Wandel und müssen deshalb historisiert werden. Diesbezügliche Untersuchungen des Wohnbereichs zeigen vor allem die Verhäuslichung bestimmter Körperfunktionen⁷² durch den Einbau von Bad und Klosett im Wohnungsinnern. Eine solche alltagskulturelle Veränderung, die mit den schon erwähnten gesteigerten Normen hinsichtlich der Körperreinigung einherging,⁷³ grenzte die Wohnung erst richtig nach aussen hin ab. Die Verhäuslichung der

69 Zum Wandel bürgerlicher Wohnungen siehe u. a. Adelheid von Saldern, Raumin szenierungen. Bürgerliche Selbstrepräsentationen im Zeitembruch (1880–1930), in: Werner Plumpe, Jörg Lesczenski (Hg.), Bürgertum und Bürgerlichkeit zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus, Mainz 2009, S. 39–55, hier 47 f.

70 Harvey Maitland Watts, The Symbolic Bathtub, in: *The Forum* (Mai 1925), S. 705–710, hier 705.

71 Raffaello Ceschi, La radio ai montanari, in: *Archivio storico ticinese* 117 (1995), S. 25–34, hier 25 ff.

72 Siehe dazu: Norbert Elias, *Über den Prozess der Zivilisation*, 2 Bände, Frankfurt a. M. 1981; Peter R. Gleichmann, Wandel der Wohnverhältnisse, Verhäuslichung der Vitalfunktionen, Verstädterung und siedlungsräumliche Gestaltungsmacht, in: *Zeitschrift für Soziologie* 5 (1976), S. 319–329.

73 Siehe dazu Philipp Sarasin, *Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers, 1765–1914*, Frankfurt a. M. 2001.

Körperfunktionen bedeutete freilich keine Eliminierung der gesellschaftsbedingten Einschreibungen, die ein Körper im Lauf der Zeit erfuhr. Vielmehr wurden diese in die Privatsphäre hinein verlagert. Die Art der Möbel sagt beispielsweise viel darüber aus, wie die Möbelindustrie den gesellschaftlich vermittelten Bedürfnissen des Körpers, etwa jenen des müden und auf Entspannung ausgerichteten (männlichen) Körpers nachzukommen versuchte. Während Bauhaus-Möbel noch dem Leitbild einer stählern-disziplinierten, aufrecht sitzenden und modern-funktionsorientierten Körperhaltung folgten, befriedigte die marktorientierte Möbelindustrie seit den (späten) 1950er-Jahren mit ihren grossflächigen Sitz- und Liegemöglichkeiten vermehrt den in der Bevölkerung verbreiteten Forderungen nach umfassender Bequemlichkeit im Wohnzimmer. Dies hat dazu geführt, dass Leute häufig im Liegen fernsehen.

Die Sinnesgeschichte hat ebenfalls mit der Geschichte des Wohnens und den jeweiligen gesellschaftlichen Einschreibungen zu tun.⁷⁴ Der Wohnbereich zeichnete sich seit dem Ende des Historismus durch immer grössere Helligkeit aus, die durch einen vermehrten Einsatz von Glas, durch grössere Fenster und weisse Wände sowie durch die Westausrichtung der Wohnzimmer und die offene Zeilenbauweise vieler Wohnanlagen erreicht wurde. Die Elektrifizierung der Häuser im frühen 20. Jahrhundert brachte in das allabendliche Wohnen ebenfalls eine bis dahin noch nicht erfahrene Helligkeit. Sie erweiterte die visuellen Wahrnehmungsmöglichkeiten, was nicht zuletzt auch den propagierten Hygiene-Kampf gegen Staub und Schmutz beflügelte.

Neue Wohnperspektiven eröffneten sich nicht nur für das Auge, auch ans Ohr drangen zunächst fremd erscheinende Geräusche (*sound turn*): anstatt Schubkarren und Pferdewagen waren in den Wohnungen Autolärm, Strassenbahngeratter und später Fluggetöse zu vernehmen.⁷⁵ Dünne Wände brachten hellhörige MieterInnen oftmals in Rage. Kinderlärm störte zwar häufig die Nachbarn, musste indessen toleriert werden. Telefonapparate klingelten zur rechten, oft auch zur unrechten Zeit. Radio und Fernsehen vergrösserten in beträchtlichem Ausmass die Bandbreite des in der Wohnung Hörbaren. Das Radio beschallte zudem insbesondere auf seinem Weg zum «Nebenbei-Medium» in völlig neuartiger Weise die meist von Frauen erledigte Haus- und Küchenarbeit.⁷⁶

Familien aus den Unterschichten konnten sich allerdings lange Zeit gar kein Radio

74 Generell dazu Alain Corbin, Geschichte und Anthropologie der Sinneswahrnehmung, in: Christoph Conrad, Martina Kessel (Hg.), Kultur & Geschichte. Neue Einblicke in eine alte Beziehung, Stuttgart 1998, S. 121–140.

75 Richard Birkefeld, Martina Jung, Die Stadt, der Lärm und das Licht. Die Veränderung des öffentlichen Raumes durch Motorisierung und Elektrifizierung, Seelze 1994.

76 Eine Grundlage bildet die Studie von Robert Jütte, Geschichte der Sinne. Von der Antike bis zum Cyberspace, München 2000; vgl. auch R. Murray Schafer, Klang und Krach. Eine Kulturgeschichte des Hörens, Frankfurt a. M. 1988.

leisten. Stattdessen dominierten in solchen Küchen spezifische Gerüche, die einen wesentlichen Markstein für die noch zu schreibende Geschichte der Wohngerüche setzten. «Hinzu kommt eine fast unerträgliche Luft», berichtete in den 1920er-Jahren eine Fürsorgerin nach der Besichtigung einer Wohnung, in der eine arme Familie lebte.⁷⁷ Im Zug der gesellschaftlichen Entwicklung während der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts verschwand allerdings allmählich der typische Arme-Leute-Geruch aus vielen Stadtwohnungen der unteren Schichten, vor allem dank der besseren Belüftung der Räume, der verstärkten Reinlichkeitskodizes sowie dem langwährenden, publizistisch geführten Krieg gegen die alte Wohnküche und ihr Pendant, die kaum genutzte «gute Stube». Im Lauf der Zeit traten an die Stelle der schichtspezifischen Gerüche allerdings nicht selten produktspezifische Düfte bestimmter Seifen sowie Wasch- und Säuberungsmittel, etwa in DDR-Wohnungen.

Noch weniger als über Wohngerüche wissen HistorikerInnen über die Bedeutung haptischer Wahrnehmungen von Wohnräumen und ihren Einrichtungen. Die eigene Wohnung auch bei Dunkelheit, ohne zu stolpern, durchschreiten zu können und die genaue Stelle des Lichtschalters zu kennen, das und viele andere Kleinigkeiten vermitteln ein Gefühl, alles habe «seine Ordnung» und signalisieren zudem Vertrautheit mit der Konfiguration des Meublements, mit der materiellen Beschaffenheit sowie mit dem Ordnungssystem einer Wohnung.

Im Zentrum aller Analysen über Sinneswahrnehmungen im Wohnbereich steht allerdings der Geschmack. Denn dieser Begriff meint nicht nur Essen und Trinken, sondern im übertragenen Sinn den Wohn- oder Einrichtungsgeschmack und damit Ästhetik und Stil.⁷⁸ Zum Leitbild eines modernen, das heisst, funktional und rational erscheinenden Menschen sollte auch der Wohngeschmack passen. Ornamente und Verschnörkelungen an Möbeln waren seit dem frühen 20. Jahrhundert deshalb in Reformkreisen verpönt und sollten durch linienklare Möbel ersetzt oder zumindest von alten Möbeln «wegrasiert» werden. Bestimmte Neubauviertel, wie die Weissenhof-Siedlung in Stuttgart und die May'schen Siedlungen in Frankfurt am Main der 1920er-Jahre, wurden der Öffentlichkeit nicht nur als Wohnmodelle vorgestellt, sondern dienten zugleich als stilbildende Ordnungsmodelle *en miniature*. Die Einwirkung auf den Geschmack war freilich bei vielen Menschen, zumindest kurz- und mittelfristig gesehen, wenig erfolgreich.⁷⁹ Dieser veränderte sich erst

77 Angela Dinghaus, Bettina Korff, Wohlfahrtspflege im Hannover der 20er Jahre – Kontinuitätslinien repressiver Armenpflege und sozialer Disziplinierung, in: Adelheid von Saldern (Hg.), Stadt und Moderne. Hannover in der Weimarer Republik, Hamburg 1989, S. 189–224, hier 200; David Crew, Germans on Welfare. From Weimar to Hitler, Oxford 1998.

78 Eine der wenigen historischen Monografien über Wohngeschmack stammt von Leora Auslander, Taste and Power. Furnishing Modern France, Berkeley 2006. Doch bezieht sich die Studie auf das 19. Jahrhundert.

79 Nach Frank Herterich, Neue Menschen für das Neue Frankfurt – oder die Resistenz des Allzumenschlichen. Notizen und Gedanken zur Aneignung durch die Bewohner, in: Ernst May und

über Generationen hinweg, wie unter anderem der Aufstieg des IKEA-Konzerns in Europa mit seinen nicht verschnörkelten, sondern gradlinig geschnittenen Möbeln belegt. Analysen über Geschmacksphänomene haben überdies viel dem einflussreichen französischen Soziologen Pierre Bourdieu zu verdanken, insofern dieser sich intensiv dem Phänomen der kulturellen Distinktion via Geschmack sowie dem sozialen Sinn und Symbolcharakter von Wohn- und Lebensstilen widmete und dabei auch die Transfermöglichkeiten der verschiedenen Kapitalsorten aufzeigte.⁸⁰ So liesse sich ökonomisches Kapital, zum Beispiel in Form von hohem Einkommen, in symbolisches Kapital, zum Beispiel in Form des Baus einer Villa, umsetzen. Obgleich Geschmacksvorlieben als individuelle Entscheidungen erscheinen und nicht zuletzt der sozialen Distinktion dienen, entspringen sie doch einem schichttypischen Geschmackskodex, welcher der homologen Struktur des gesellschaftlich geerdeten *Habitus* der jeweiligen Schicht geschuldet ist.⁸¹

Geschlechterforschung und intersektionaler Ansatz

Während Männer auf Baugeschehen und Architektur einen recht grossen Einfluss hatten,⁸² waren Frauen deren Hauptadressaten. Nahezu 42'000 Wohnungen seien für Hausfrauen gebaut worden («nearly 42'000 homes for housewives»), verkündeten schottische Behörden nach dem Zweiten Weltkrieg mit einigem Stolz.⁸³ Tatsächlich hielten sich Hausfrauen im Allgemeinen mehr als Männer in ihren Wohnungen auf, verantworteten sie doch meist die Kinder- und Wohnraumpflege sowie die Haus-

das Neue Frankfurt 1925–1930, hg. im Auftrag des Dezernats für Kultur und Freizeit, Amt für Wissenschaft und Kunst der Stadt Frankfurt a. M. 1986, S. 85–90, hier 90.

- 80 Bourdieu unterscheidet vier Kapitalsorten (das ökonomische, soziale, kulturelle und symbolische Kapital), deren Relationalität er anhand sozialer Praktiken aufzeigt. Die Kapitalsorten determinieren die Position von Individuen und Klassen im sozialen Raum. Die homologe Grundstruktur des *Habitus* bewirkt im Verhalten der Menschen innerhalb eines Feldes eine «Ähnlichkeit im Unterschied». Vgl. auch: Lutz Raphael, *Habitus und sozialer Sinn. Der Ansatz der Praxistheorie Pierre Bourdieus*, in: *Handbuch der Kulturwissenschaften. Paradigmen und Disziplinen*, hg. von Friedrich Jäger, Jürgen Straub, Bd. 2, Stuttgart, Weimar 2003, S. 266–276, hier 271; Pierre Bourdieu, *Rede und Antwort*, Frankfurt a. M. 1992, S. 155; Ders., *Klassenstellung und Klassenlage*, in: Ders., *Zur Soziologie der symbolischen Form*, Frankfurt a. M. 1974, S. 42–74; Ders., *Die feinen Unterschiede*, Frankfurt a. M. 1982.
- 81 Vgl. für Deutschland u. a.: Michael Vester et al., *Soziale Milieus im gesellschaftlichen Wandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung*, Köln 1993; Adelheid von Saldern, *Bürgerliche Repräsentationskultur. Konstanz und Wandel der Wohnformen im Deutschen Reich und in der Bundesrepublik (1900–1980)*, in: *Historische Zeitschrift* 284 (2007), S. 346–383, hier 368–378.
- 82 Siehe u. a. Ulla Terlinden, Susanne von Oertzen, *Die Wohnungsfrage ist Frauensache! Frauenbewegung und Wohnreform 1870 bis 1933*, Berlin 2006.
- 83 Zit. nach Morris (wie Anm. 9).

haltsführung. Ausserdem organisierten sie im Rahmen ihres oftmals konventionellen Rollenverständnisses das Zusammenleben im Wohnalltag.

Dabei zeigte der Modernisierungsprozess gerade im Wohnbereich des frühen 20. Jahrhunderts sein Janusgesicht. Zum Beispiel begrüßten die Verfechter des Neuen Bauens in den 1920er-Jahren auf der einen Seite das Modell der berufstätigen, gesellschaftlich aktiven Neuen Frau, auf der anderen Seite verfestigte sich mit der Wohnungsmodernisierung sogar die geschlechtliche Arbeitsteilung: moderne Küchenmöbel wurden nur nach der Durchschnittsgrösse der Frau bemessen, deshalb fielen und fallen sie bis heute eher niedrig aus. Die in den 1920er-Jahren sehr bekannte, höchst moderne *Frankfurter Küche* hatte wegen ihrer bloss 6 m² grossen Fläche nur für eine Person Platz, und das war selbstredend die Frau. Zwar wurde damals die Hausarbeit aufgewertet und als professionalisierte Arbeit (allerdings ohne Lohn) angesehen, falls sie auf den wissenschaftlich erarbeiteten Erkenntnissen von Planung und Rationalisierung beruhte.⁸⁴ Gleichzeitig erfuhr Hausarbeit jedoch eine Marginalisierung, und zwar durch deren Technisierung und Elektrifizierung, denn damit galt sie zumindest in der Werbung (und unter Männern) weithin nur mehr als Nebenbei-Beschäftigung, die angeblich «mit Links» gemacht werden könne.⁸⁵ Die konventionelle Rolle, die der Hausfrau und Mutter zugeschrieben wurde und die der Vorstellung einer sogenannten Normalfamilie mit einem männlichen Alleinverdiener entsprach, bestimmte die Sichtweise der meisten Architekten bis weit in die 1970er-Jahre hinein.

Geschlechtsspezifika werden ebenfalls sichtbar, sobald der Blick auf jene Herrschaftspraktiken im Wohnbereich fällt, die offiziell dem Ehemann und Vater als Haushaltungsvorstand gestattet waren. Der Ausdruck «Herr im Haus» bringt umgangssprachlich bis heute dieses Recht auf den Punkt, ungeachtet der Tatsache, dass sich im Wohnbereich die sozialen Herrschaftspraktiken de facto meist viel komplexer und diffiziler gestalteten, als der Ausdruck vermuten lässt.⁸⁶ Doch konnte sich die Herrschaft des Haushaltungsvorstands auch zu Macht- und Gewaltpraktiken gegenüber Kindern, Ehefrauen und Bediensteten steigern,⁸⁷ was ab den 1970er- und 80er-Jahren zur Gründung von Frauenhäusern im westlichen

84 Martina Hessler, «Mrs. Modern Woman». Zur Sozial- und Kulturgeschichte der Haushaltstechnisierung, Frankfurt a. M. 2001.

85 Siehe die Abbildung einer Frau mit Zigarette, die mit der anderen Hand ohne Zeichen einer Anstrengung den Boden staubsaugt, in: Gert Kähler (Hg.), *Geschichte des Wohnens 1918–1945. Reform, Reaktion, Zerstörung*, Stuttgart 1996, S. 202.

86 Zu Macht und Herrschaft in Arbeiterfamilien siehe Heidi Rosenbaum, *Proletarische Familien. Arbeiterfamilien und Arbeiterväter im frühen 20. Jahrhundert zwischen traditioneller, sozialdemokratischer und kleinbürgerlicher Orientierung*, Frankfurt a. M. 1992.

87 Durch Zuneigung und unhinterfragte gesellschaftliche Normen werden häusliche Herrschaftsverhältnisse allerdings vielfach domestiziert und «versüsst» oder gar durch «weibliche List» konterkariert.

Europa sowie zu strengeren Gesetzen hinsichtlich häuslicher Gewaltanwendung geführt hat.

Geschlechterspezifische Studien nehmen auch bestimmte Segregationsvorgänge ins Visier. So waren häufig *suburbs* der USA tagsüber oftmals ein Areal für weisse Mütter aus den Mittelklassen, deren Quartiersaktivitäten sich allein auf den jeweiligen Schul- und Kirchendistrikt konzentrierten, während die Ehemänner in den Innenstädten ihrer Erwerbsarbeit nachgingen und den dortigen städtischen Raum besetzten.⁸⁸ Geschlecht, Ethnie, Schicht und Raumokkupation waren demnach eng miteinander verbunden. «Die Vororte gehören den Frauen. Männer gibt es in der Stadt»,⁸⁹ hiess es einmal mit kritischem Unterton aus dem Schweden der Zwischenkriegszeit.

Der hauptsächlich in den USA entwickelte *intersektionale Forschungsansatz* (*intersectionality*) rückt im Zusammenhang mit Repressionsanalysen die Verbindungslinien und Knotenpunkte zwischen *gender*, *race* und *class* in den Mittelpunkt des Interesses. Dieser Ansatz sollte indessen nicht allein auf die drei genannten Kategorien bezogen bleiben, sondern allgemeiner gefasst werden und den Wohnbereich mit einschliessen. So erhielten Wohnquartiere mit einem hohen Anteil von Bewohnern aus Unterschichten bei gleichzeitig kulturell-ethnischer Andersartigkeit in der übrigen Stadtgesellschaft besonders schnell einen besorgniserregenden Ruf. Im polnischen Lwow/Lemberg der Zwischenkriegszeit galt beispielsweise das Judenviertel als eine Brutstätte für ansteckende Krankheiten, und diese Sichtweise verband sich mit einer nationalen Gesinnungsmobilisierung sowie mit modernem Antisemitismus zu einem gefährlichen Gebräu.⁹⁰ Auch wenn in der diesbezüglichen Untersuchung keine geschlechterspezifischen Aspekte berücksichtigt wurden, lassen sich zumindest Verbindungslinien zwischen kultureller Andersartigkeit und Armut erkennen. Die Wahrscheinlichkeit, dass es zu Repressionen seitens der Mehrheitsgesellschaft kam, war deshalb gross, und dies hatte sicherlich auch Auswirkungen auf das Geschlechterverhältnis. Repressive Verknüpfungen zwischen Ethnien, Armut und Geschlecht sind ebenfalls in den schon erwähnten *banlieues* der grossen französischen Städte zu erkennen. Die hier gesellschaftlich exkludierten und armen Migrantenfamilien befolgten oftmals gegenüber Frauen repressive Regeln gemäss den ethnisch-kulturellen Traditionen ihrer Herkunftsländer. Ähnlich wie in den

88 Susanne Frank, Stadtplanung im Geschlechterkampf. Stadt und Geschlecht in der Grossstadtentwicklung des 19. und 20. Jahrhunderts, Opladen 2003, bes. S. 203. In diesem Zusammenhang ist auch an die machtzentrierten, bewusst vorgenommenen Segregationen der «Weissen» in den Grossstädten der europäischen Kolonien zu denken.

89 Zit. nach Kerstin Dörhöfer, Reproduktionsbereich Wohnen. Geschlechtsdifferente Ansprüche und bauliche Standards, in: von Saldern (wie Anm. 32), S. 181–198, hier 197.

90 Anna Veronika Wendland, «Europa» zivilisiert den «Osten». Stadthygienische Interventionen, Wohnen und Konsum in Wilna und Lemberg 1900–1930, in: Janatková/Kozinska-Witt (wie Anm. 42), S. 271–296.

«Schwarzen»-Ghettos der USA potenzierten sich deshalb für Frauen die «eigenen» und «fremden» Unterdrückungsmechanismen. Für sogenannte Asoziale (mit oder ohne Migrationshintergrund) gilt Vergleichbares. Denn die Fürsorgebehörden beurteilten in der Regel «asozial» wirkende Frauen nach strengeren Massstäben als Männer mit ähnlichen Verhaltensweisen, vor allem dann, wenn ausser dem sogenannten liederlichen Leben auf Strassen und in Kneipen zusätzlich Haushalt, Wohnung und Kinderbetreuung vernachlässigt erschienen.⁹¹

Aneignungen und Umnutzungen

Die Komplexität von Aneignungsvorgängen samt Umdeutung, Sinnstiftung und Symbolreichtum bietet der historischen Anthropologie relevante Studienobjekte, und zwar gerade auch mit Blick auf urbanisierte Industriegesellschaften. Für die meisten Menschen, vor allem für jene mit schmalem Geldbeutel, sind Wohnungen zwar mehr oder weniger vorgefundene Gegebenheiten, die sie aber vielfach umdeuten, kreativ aneignen und (vermeintlich) individualisieren können. In Abhängigkeit von Geschlecht und Lebensalter entstehen emotionale Bindungen zu Einrichtungen vor allem dann, wenn die Raumausstattung als eigenbestimmt angesehen und der Raum einem durch persönliche Nutzung sowie durch individuelle Sinnzuschreibungen und Erinnerungen vertraut wird.⁹² Menschen wandelten demnach entfremdet hergestellte Räume tendenziell zu ihren *eigenen* Räumen um und langlebige Konsumgüter zu Bestandteilen ihrer Gebrauchskultur.⁹³ Durch die Beziehungen, die Menschen zu ihren Räumen und Wohngegenständen aufbauen,

91 Eine Einzelfallanalyse ist zu finden in: Adelheid von Saldern (unter Mitarbeit von Karen Heinze, Sybille Küster), «Eine Sensation stösst ins Leere». Gertrude Polley im Mittelpunkt eines Diskurses, in: Dies., Neues Wohnen. Wohnungspolitik und Wohnkultur im Hannover der Zwanziger Jahre, Hannover 1993, S. 69–95. In diesem Zusammenhang ist auch auf die Sterilisierungspraxis zu verweisen, die v. a. Frauen betraf. Zu Sterilisationen allgemein siehe u. a.: Gunnar Boberg, Nils Roll-Hansen, Eugenics and the Welfare-State. Sterilization Policy in Denmark, Sweden, Norway, and Finland, East Lansing 1996; Thomas Huonker, Diagnose: «moralisch defekt». Kastration, Sterilisation und Rassenhygiene im Dienst der Schweizer Sozialpolitik und Psychiatrie 1890–1970, Zürich 2003.

92 Eine konkrete Analyse liefert u. a. Daniel Miller, Appropriating the State on the Council Estate, in: *Man* 23/2 (1988), S. 353–372; siehe auch die thematisch einschlägige, auf Interviews beruhende Studie von Mihaly Csikszentmihalyi, Eugene Rochberg-Halton, *Der Sinn der Dinge. Das Selbst und die Symbole im Wohnbereich*, München, Weinheim 1989.

93 Vgl. allgemein u. a.: Arjun Appadurai, *The Social Life of Things. Commodities in Cultural Perspective*, Cambridge 1986; Dick Hebdige, *Subcultures. The Meaning of Style*, London 1979; Daniel Miller, *Material Culture and Mass Communication*, Oxford 1987; Ders., *The Comfort of Things*, Cambridge 2012; Ian Woodward, *Understanding Material Culture*, Los Angeles 2007; Victoria de Grazia, *The Sex of Things. Gender and Consumption in Historical Perspective*, Berkeley 1996; Anke Ortlepp, Christoph Ribbat (Hg.), *Mit den Dingen leben. Zur Geschichte der Alltagsgegenstände*, Stuttgart 2010.

entsteht subjektiv empfundene Ortsgebundenheit und Beständigkeit selbst in Zeiten zunehmender Ortsunabhängigkeit und Unbeständigkeit.⁹⁴ Michel de Certeau hat bekanntlich mit besonderer Verve auf die Kunst solchen Alltagshandelns und auf die «Taktiken» aufmerksam gemacht, die zu kreativen Nutzungen und Umgestaltungen von Vorgefundenem führen.⁹⁵ Bestimmte Gegenstände erlangten auf diese Weise für Menschen eine so hohe Bedeutung, dass sie sogar von der seit den 1970er-Jahren zunehmenden Wegwerfkultur hochentwickelter Konsumgesellschaften nicht erfasst wurden. Die Art der Raumgestaltung weist überdies geschlechterspezifische Züge auf. Frauen eigneten sich die Wohnungen häufig durch Dekorationen und feine Farbabstimmungen sowie durch ihre Liebe zu «kleinen Dingen» an. Sie fühlten sich in der Regel für die Gestaltung und Pflege des Wohnbereichs sowie den Haushalt verantwortlich, trotz häufiger Doppel- und Dreifachbelastungen. Hier waren sie gefragt, hier wurden ihre Tätigkeiten geschätzt, hier konnten Frauen ihre Kultur- und Organisationsfähigkeiten demonstrieren. Hingegen verzichteten Männer gern auf Dekoration und konzentrierten sich lieber auf die technische und funktionale Ausgestaltung ihrer Wohnung.⁹⁶ Selbstredend enthalten solche Aussagen zahlreiche Klischees, doch die Architekten wussten genau, dass, wie Bruno Taut sich um 1920 einmal ausdrückte, bei Ehepaaren es hauptsächlich die Frau war, die als «Schöpferin der Wohnung» zu gelten hat.⁹⁷ Allerdings ist es seit den 1970er- und 80er-Jahren im Wohnbereich zu einem alltagskulturellen Wandel gekommen, der auch das Geschlechterverhältnis tangiert. Gemeint ist die Eröffnung erfolgreich agierender Baumärkte, die zum Selbergestalten der Wohnungen die nötigen Materialien bereithalten. Sie verdanken ihren Erfolg nicht nur der Tatsache, dass sie als Alternative zu teuren Handwerkerrechnungen gelten, sondern auch dem Wunsch zahlreicher Männer, sich handwerkliches Wissen anzueignen und zu erproben. Im Lauf der Zeit steigerte sich allerdings das Interesse von Frauen am «Selbst-Hand-Anlegen» ebenfalls, selbst wenn die Dominanz der Männer auf diesem Gebiet meist nicht ernsthaft infrage gestellt wurde und wird.

Im Zug solcher und anderer Formen von Aneignungen werden Wohnungen, Möbel und Dekorgegenstände mit Erinnerungen beladen, wodurch sich die Prozesse des

94 Vgl. Orvar Löfgren, *Leben im Transit*, in: *Historische Anthropologie* 3 (1993), S. 349–363. Dem englischen Anthropologen Daniel Miller, bekannt geworden durch seine Studien zur materiellen Kultur in Industriegesellschaften, geht es um die Aufhebung des Dualismus von Mensch und Ding und die sozialen Beziehungen, die durch Konsum entstehen, wobei Miller, ähnlich wie de Certeau, das Konsumieren als eine kreative Tätigkeit ansieht.

95 Michel de Certeau, *Kunst des Handelns*, Berlin 1988 (Teilausgabe von *L'invention du quotidien*, Paris 1980).

96 O. V., *Wohnung als Seelenspiegel. Was die Einrichtung über uns verrät*, in: <http://www.beautiful-things.info/a65-wohnung-als-seelenspiegel-was-die-einrichtung-ueber-uns-verraet.php> (Version vom 8. 7. 2013).

97 Bruno Taut, *Die neue Wohnung. Die Frau als Schöpferin*, Leipzig 1924.

Vergessens verlangsamten. Das Haus gilt als «Ort der Dinge»; die Zeit wird hier gespeichert.⁹⁸ Das eigene Leben hinterlässt zahlreiche Spuren in den Dingen, die das Wohnen begleiten und bereichern. Studien zur *material culture* haben nicht zuletzt deshalb, vor allem in den britischen und amerikanischen Kulturwissenschaften, Konjunktur, weil durch die Analyse von Gegenständen vielfache Aufschlüsse über Geschlecht, Ethnizität, Alter und Schicht, aber auch über Biografien und Familiengeschichten erlangt werden können, die ihrerseits zur Erforschung von Alltagskulturen beitragen.

Öffentlichkeit – Privatheit

In diesem klassischen Forschungsfeld kommt der Wohnung ebenfalls zentrale Bedeutung zu, denn sie wird gemeinhin mit der sogenannten Privatsphäre gleichgesetzt und von der öffentlichen Sphäre abgegrenzt.⁹⁹ Die zunehmende Trennung des privaten Wohnens vom öffentlichen Geschehen und vom Erwerbsalltag, deren Verlauf sich allerdings im 19. Jahrhundert je nach Beruf und Schicht sehr ungleichmässig vollzogen hatte, verstärkte den Trend zur Privatisierung der Wohnungen, auch wenn nach wie vor viele Übergangszonen zwischen privat und öffentlich in Form von Fluren, Treppen und Höfen fortbestanden.

Die massenweise Medialisierung der Gesellschaft durchlöcherte im 20. Jahrhundert die Trennwände, die zwischen öffentlicher und privater Sphäre bestanden, noch weiter. Ereignisse, die in aller Öffentlichkeit stattfanden, drangen fortan oftmals mittels audiovisueller Medien (heute: Internet) nahezu zeitgleich zum realen Geschehen in die Privatwohnungen. Parallel dazu nahm eine Veröffentlichung des Wohnens durch den vermehrten Einsatz von Medien zu, etwa in der Werbung, ferner durch die mediale Aufbereitung von Wohnausstellungen in Form von Prospekten sowie durch Zeitschriften wie *Das schöne Heim* und *Schöner Wohnen*. Am Ende des 20. Jahrhunderts führten schliesslich die Sozialnetze des Internets und die weitgespannten Möglichkeiten zur Überwachung dieses Mediums zu einer neuen Dimension der Verquickung von privat und öffentlich.

Ungeachtet der beschleunigten gesellschaftlichen Medialisierungsprozesse galt und gilt die Wohnung in liberal-rechtsstaatlich verfassten Gesellschaften nach wie vor als Refugium gegenüber der Aussenwelt. Die postkoloniale Literatur, die den Zusammenhang von *Heim und Welt* thematisiert, sieht dies allerdings anders.

⁹⁸ Näheres in Gösswald (wie Anm. 2), bes. S. 48 ff., 86 ff. (Zitat 86).

⁹⁹ Zu Grenzziehungen im städtischen Raum siehe Moritz Föllmer, Grenzen und urbane Modernität. Überlegungen zu einer Gesellschaftsgeschichte städtischer Interaktionsräume, in: H-Soz-u-Kult, 14. 9. 2006, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/id=788&type=diskussionen> [unter Mitarbeit von Habbo Knoch]; vgl. den Beitrag von Hanno Hochmuth in diesem Band.

Hierin wird die Trennung von häuslicher Privatsphäre und nichthäuslicher Öffentlichkeitssphäre generell infrage gestellt. In fiktionalen Erzählungen wird das Heim sogar als unheimlicher Ort sowie als Raum für Verborgenes imaginiert, und zwar aufgrund des «Fremden in uns selbst».¹⁰⁰ In den Augen von Homi Bhabha wird der häusliche Raum zu einem Areal, in dem die «Techniken moderner Macht und Ordnung wirken: das Persönliche ist das Politische; die Welt-*im-Heim*».¹⁰¹ Sicherlich wäre es vorschnell, eine solche Deutung des Heims allein in den spezifischen Kontext postkolonialer Gesellschaften zu stellen, denn auch in den westlichen Metropolen tragen Menschen ihre eigene Fremdheit mit sich herum und können Erfahrungen, die sie draussen mit und in der Welt machen, an der Türschwelle ihres Hauses nicht einfach ablegen,¹⁰² eingedenk Heideggers Hinweis auf die «unbehauste» menschliche Existenz.

Verknüpfungen zwischen Politik- und Kulturgeschichte

In allen bisher genannten Bereichen hat die Politik direkt oder indirekt mitzureden. Statistiken und Enqueten sollten Entscheidungsgrundlagen für die staatliche Wohnungspolitik liefern, Wohnungsinspektoren die Missstände aufdecken, wohnungsbezogene Gesundheits- und Hygienevorschriften das Volkswohl sowie die Volkswirtschaft stärken und Mietrechtregelungen für einen sozialen Ausgleich sorgen. Kurzum, unzählige Gesetze und Verordnungen bestimmen den Handlungsrahmen auf dem Bau- und Wohnungssektor und im Mietbereich bis heute. Hinzu kommen staatliche Unterstützungsmassnahmen, etwa in Form von Subventionen zugunsten des Baus von Sozialwohnungen.

In den letzten Jahren sind bekanntlich die Analysebereiche Politik und Kultur stärker verwoben worden, was zum Vorteil beider Sektoren gereicht und wovon auch die Bau- und Wohnanalysen profitieren könnten. Der darin liegende analytische Zugewinn ist freilich für den Wohnbereich noch längst nicht ausgeschöpft, etwa mit Blick auf die (machtbezogenen) Zusammenhänge von Wohnungspolitik, Biopolitik (Foucault) und Körpererfahrungen in historischer Perspektive.

Beispielsweise waren die Kriegszerstörungen von Menschen und Material nach beiden Weltkriegen eng mit einer aktivierten Wohnungspolitik verbunden. «Homes fit for heroes», dieser Slogan wurde in England nach dem Ersten Weltkrieg ein

100 Julia Kristeva, *Fremde sind wir uns selbst*, Frankfurt a. M. 1990, S. 198.

101 Homi K. Bhabha, *Die Verortung der Kultur*, Tübingen 2000, S. 16; Ders., *The World and the Home*, in: Anne McClintock, Aamir Mufti, Ella Shohat (Hg.), *Dangerous Liaisons. Gender, Nations and Postcolonial Perspectives*, Minneapolis, London 1997, S. 445–455, hier 445.

102 In diesem Zusammenhang ist auch an Freud zu denken, der das Unheimliche als das Fremde in uns selbst interpretiert.

gängiges politisches Schlagwort. Mit dem Versprechen, neue Wohnungen zu bauen und der Verabschiedung eines entsprechenden Gesetzes im Jahr 1919 wollte die Regierung, die unter dem Einfluss der Labour Party stand, etwaigen sozialen Unruhen vorbeugen. Dabei sollten die nicht gefallenen Soldaten stellvertretend für ihre gefallenen Kameraden mit dem zivilisatorischen Symbol eines neuen Heims geehrt werden. Wohnungspolitik war hier hochgradig politisiert.

Politik- und Kulturgeschichte kreuzten sich auch im Kampf um das richtige Dach. In den 1920er-Jahren waren Flachdächer, wie sie die modernen, funktionalistisch orientierten Architekten überall in Europa favorisierten, konservativen Zeitgenossen ein Dorn im Auge, denn aus ihrem Blickwinkel wurden mit solchen Dächern die regionalen und nationalen Traditionen des Landes missachtet. Im «Zehlendorfer Dächerkrieg» (Berlin) entlud sich um die Mitte der 1920er-Jahre die stark politisch aufgeladene Auseinandersetzung, wobei sich der damalige Berliner Stadtbaurat Martin Wagner schliesslich mit der von ihm bevorzugten Flachbauweise behauptete. Zu entsprechenden symbolbeladenen Auseinandersetzungen kam es allerdings nicht nur in Deutschland, sondern unter anderem auch in der Schweiz. Der konservative und später nationalsozialistisch gesinnte Genfer Architekt Alexandre de Senger bezeichnete die Gegner des Steildachs sogar als Baubolschewisten.¹⁰³

Menschenbilder und politikbezogene Gesellschaftsbilder wurden auch verhandelt, als es um die Frage ging, wie viel Raum der Mensch zum Wohnen braucht. «Vom biologischen Standpunkt aus nur eine geringe Menge an Wohnraum», antwortete der Bauhaus-Chef Walter Gropius.¹⁰⁴ Der Frankfurter Stadtbaurat Ernst May verglich ähnlich wie Le Corbusier die Menschen mit Bienen und die neuen Wohnungen mit Bienenwaben.¹⁰⁵ Damit wurde nicht nur ein primär auf Arbeit ausgerichtetes Menschenbild favorisiert, sondern auch eine Gleichförmigkeit der Lebensverhältnisse als Teil einer modernen «Menschenökonomie» angestrebt.¹⁰⁶ Blieben die Wohnvorstellungen der europäischen Avantgarde trotz ihres Ambivalenzcharakters stets in zivilisatorische Kontexte eingebunden, so war dies bei den Rassisten nicht der Fall. Sie bezogen den neuen Trend zur «Menschenökonomie» primär auf die Durchsetzung rigider Exklusionspolitik und «Rassenhygiene».

Der in vielen europäischen Gesellschaften verbreitete Hang zum Erwerb einer Eigentumswohnung oder gar zum Bau eines eigenen Hauses führt ebenfalls zu einem

103 François Walter, *La Suisse urbaine 1750–1950*, Genf 1994, S. 431.

104 Zit. nach Hilpert (wie Anm. 59), S. 104.

105 Christoph Mohr, Michael Müller, *Funktionalität und Moderne. Das Neue Frankfurt und seine Bauten 1925–1933*, Köln 1984, S. 143; Gert Kähler, *Wohnung und Stadt. Modelle sozialen Wohnens der zwanziger Jahre*: Hamburg, Frankfurt, Wien, Braunschweig 1985, S. 205.

106 Allerdings entsprachen die meisten Frankfurter Siedlungen schliesslich gar nicht diesem extrem-funktionalistischen Wunschdenken, am ehesten noch Westhausen.

reichhaltigen Analysefeld, auf dem kulturelle Aspekte nicht nur mit sozialen, sondern auch mit politischen Perspektiven eng verknüpft waren und sind. Unter anderem stellt sich in transkulturell-historischer Perspektive die Frage, welche Bedeutung dem Eigentum von Räumen jeweils zugeschrieben wurde. Der englische Slogan «My home is my castle» verweist auf den hochgeschätzten Wert relativer Kontrollfreiheit im eigenen Heim und auf stark erweiterte Betätigungsmöglichkeiten. Während der politisch-gesellschaftliche Hintergrund hier nur recht vage zum Ausdruck gebracht wurde, trat er bei der bundesrepublikanischen Eigentumsförderpolitik im Kalten Krieg besonders offen zutage, denn Eigentum galt damals als Schutzwall gegen die ideologischen «Verführungen» des Sozialismus.¹⁰⁷

In der neueren Politikgeschichte werden relevante Themenfelder bekanntlich auch durch Studien über Grenzen, Abgrenzungen, Grenzziehungen und Grenzüberschreitungen erschlossen. Eine solche Grenze im Wohnbereich wird für diejenigen sichtbar, die – Foucaults Ausführungen zu Heterotopien im Gepäck¹⁰⁸ – jene Wohnstätten betrachten, welche zum dauerhaften Wohnen ungeeignet waren und infolge einer oftmals umfassenden Kontrolle auch keine Privatsphäre zuließen. Es sind dies Räume mit besonderen Regeln, die auf die inneren Ordnungsvorstellungen der jeweiligen Gesellschaft schliessen lassen, «Orte, die in die Einrichtung der Gesellschaft hineingezeichnet sind [...] gewissermassen Orte ausserhalb aller Orte, wiewohl sie tatsächlich geortet werden können».¹⁰⁹ Solche Nichtorte waren Lager, Anstalten, Baracken, Gefängnisse, Heime, Kasernen und Einrichtungen für Asylsuchende. Sensibilisiert durch die Erfahrungen in der NS-Zeit, kennzeichnete der konservative Gesellschaftstheoretiker Rüdiger Altmann Ende der 1950er-Jahre das Lager einerseits als die «Institution des Ausnahmezustandes». Andererseits stellte er die rhetorische Frage, ob bestimmte Lager, wie Jugendlager, nicht doch auch «ein wichtiges Instrument moderner Sozialtechnik» darstellten. Beide Bewertungen stünden in einem dialektischen Verhältnis zueinander und verfolgten das Ziel, die «gesellschaftliche Ordnung [...] zu erhalten und zu festigen».¹¹⁰ Ungeachtet der Tatsache, dass die erwähnten Nichtorte recht unterschiedliche Personengruppen umfassten, bezeichnete Zygmunt Bauman unter dem Eindruck der KZs und des

107 Vgl. u. a. Holger Lüning, *Das Eigenheim-Land. Der öffentlich geförderte Soziale Wohnungsbau in Niedersachsen während der 1950er Jahre*, Hannover 2005.

108 Michel Foucault, *Andere Räume*, in: Karlheinz Barck (Hg.), *Aisthesis: Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik*, Leipzig 1992, S. 34–46; zur Einordnung vgl. das Nachwort von Daniel Defert in: Michel Foucault, *Die Heterotopien. Der utopische Körper*, Frankfurt a. M. 2005, S. 67–92 (dort auch der Text des Originalvortrags von 1966).

109 Foucault, *Andere Räume* (wie Anm. 108), S. 39

110 Zit. nach Gert Schäfer, *Leitbilder stabilitätskonformen Verhaltens. Entwicklungsperspektiven und Gewaltpotentiale rationalisierter Herrschaftsinteressen*, in: Ders., Carl Nedelmann (Hg.), *Der CDU-Staat. Analysen zur Verfassungswirklichkeit der Bundesrepublik*, Bd. 2, Frankfurt a. M. 1967, S. 446.

Gulag-Systems das 20. Jahrhundert als das Jahrhundert der Lager.¹¹¹ Bauman interpretiert die Lager als eine an sich moderne Erfindung – sie seien Ausdruck von Zweckrationalität, Technologie und Wissenschaft. Sich auf Hannah Arendt berufend, sieht er moderne Gesellschaften Gefahr laufen, ohne totalitäre Regime totalitäre Problemlösungen in Form von Lagern anzustreben. Guantánamo ist, so lässt sich ergänzen, hierfür ein eindrucksvolles Beispiel, das allerdings bereits zum 21. Jahrhundert gehört.

Schlussbemerkungen

Der Schweizer Jugendpolitiker Alfred Ledermann, Miterfinder des Robinson-Spielplatzes, meinte 1970: «Die zukünftige Wohnung sollte meines Erachtens so dimensioniert und in der Grössenordnung so eingerichtet und ausgestattet sein, dass sie nicht nur, wie das meistens heute der Fall ist, zum Schlafen und Essen dient, sondern wirklich zum Wohnen [...]»¹¹² Doch was versteht er darunter? Allenfalls lässt sich abstrakt sagen, dass Wohnen subjektive Raumproduktion meint: BewohnerInnen sollten positiv besetzte Relationen zu ihren Wohnräumen und zu den sich darin befindlichen Gegenständen entwickeln können, in der Hoffnung, auf diese Weise zu einem subjektiven Wohlgefühl und zu positiven zwischenmenschlichen Beziehungen zu gelangen.

Doch eine solche recht abstrakte Zusammenfassung dessen, was «gutes Wohnen» bedeuten könne, eliminiert keineswegs die eingangs erwähnte Dispersion des Forschungsbereichs *Wohnen*, was für Untersuchungsprojekte zum Problem werden kann. Wer allerdings den Begriff der Dispersion durch den Begriff der Multiperspektivität ersetzt, könnte gerade das Themenfeld *Wohnen* als methodisch interessantes Experimentierfeld nutzen.

Eine forschungsstrategische Doppelspur, analog der Vorgehensweise in der Gender-Forschung, erscheint auf diesem Hintergrund – zusammenfassend gesehen – angemessen. Zum einen sollten sich Forschungen unter diversen Fragestellungen direkt der Analyse des Wohnbereichs und des Wohnens widmen, zum Beispiel durch die Untersuchung von Wohnungspolitik, Wohnwirtschaft und Wohnweisen bestimmter Schichten, Gruppen und Ethnien in transkulturellen Vergleichs- und Interdependenzkontexten. Zum anderen sollten Aspekte aus dem Themenfeld *Wohnen* in die Analyse anderer Untersuchungsgegenstände integriert werden. In Lebensgeschichten von Individuen, Familien und Gruppen müssten die jeweiligen

111 Zygmunt Bauman, Das Jahrhundert der Lager?, in: Kommune. Forum für Politik, Ökonomie und Kultur 11/12 (1993), S. 43–49, hier 49 ff.

112 Zit. nach Dörhöfer (wie Anm. 89), S. 193 f.

Wohnsituationen inklusive der Wohnkarrieren oder Wohnabstiege berücksichtigt werden. Alltagsgeschichtliche Projekte dürften nicht nur die Erwerbssphäre, sondern müssten auch die Wohnwelten in den Blick nehmen. Bei Themen aus der Wirtschaftsgeschichte ist der Bauwirtschaft mit ihren Branchenspezifika grösseres Gewicht als bisher zuzumessen. In Analysen über Gesundheitspolitik und Eugenik dürfte der Wohnsektor ebenso wenig fehlen wie in Forschungen über Mobilität und Verkehr. Kurzum, aufgrund der Multiperspektivität des Themenfelds *Wohnen* gibt es zahlreiche Anknüpfungspunkte zu anderen Untersuchungsbereichen. Für die Entwicklung attraktiver Forschungsdesigns liegt hierin eine grosse Chance, vor allem mit Blick auf Kommunikations- und Interaktionsräume, in die sich eine raumbezogene Gesellschafts- und Geschlechtergeschichte integrieren liesse.¹¹³ Letztlich entstehen Turns und Trends in der Regel dann, wenn bestimmte Inhalte und Methoden in der bis dahin dominanten Forschung vernachlässigt erscheinen. Diese haben, wie ansatzweise gezeigt, zu analytischen Horizonterweiterungen und neuen Fragestellungen geführt, die auch die Attraktivität von Analysen empirischer Befunde im Bereich der Wohn(bau)geschichte erhöhen – jenseits aller Wendebegriffe.

113 Nach Einschätzung der Historiker Föllmer und Knoch befindet sich die Stadt- und Wohngeschichte unter solchen Aspekten bereits seit einiger Zeit im Aufwind. Vgl. Föllmer (wie Anm. 99). Über den Stand der älteren und neueren, wohnbezogenen Forschungen im Fach Soziologie informiert die auf eigener Empirie beruhende Studie von Annette Harth, Gitta Scheller, *Das Wohnerlebnis in Deutschland. Eine Wiederholungsstudie nach 20 Jahren*, Wiesbaden 2012.

